

DIE FACKEL

Nr. 336–337

23. NOVEMBER 1911

XIII. JAHR

Glossen

Von *Karl Kraus*

DIE DETONATION

ist schrecklicher als der Schuß. Trostloser als das Leid ist die Teilnahme. Und je stiller das Haus, desto lärmvoller die Gasse. Nicht mehr ein Atridenmaß blutiger Tat kann uns entsetzen, stumpf wird das Messer an dem Nachspiel, der empfindlichste Sinn verhärtet an der Schmach, die einem Mord auf dem Fuß folgt. Der Schmerz muß sich durch die Neugier den Weg bahnen, um zu seinen toten Kindern zu gelangen; vor dem Tor steht das Volk, auf der Stiege stehen die Nachbarn und um die Leichen sind die Reporter gruppiert. Gleich werden die Eltern da sein. Jetzt sind sie an der Schwelle, jetzt werden sie in Ohnmacht fallen. Sie dürfen noch nicht. Sie müssen sich halten. Die Zeitungen sind vertreten und wollen wissen, ob sie etwas gewußt haben. Man hat ihnen drei Kinder weggeschossen, aber es sind so viele Herren da, die eine Auskunft wollen. Der Vater soll den Reportern alles sagen, sie sind gefaßt, das Äußerste zu hören. Die Mutter, die man nicht hineinläßt, weiß nichts, sie will es von ihnen hören. Sie schüttelt den nächsten, der ihr im Weg steht. Er müsse es doch wissen, wie das alles zugegangen ist, herrscht sie ihn an; er zuckt die Achseln und schreibt es auf. Alles schart sich wieder um den Vater, sie wollen hören, wie er mit tränenerstickter Stimme spricht. Man fragt ihn nach der toten Tochter, er sinkt schluchzend um und sie notieren. Aber dann zwingen sie ihn, ein Mann zu sein und ihnen zu sagen: »Sie war eine besondere Kennerin der historischen und Kunstmerkwürdigkeiten der Stefanskirche, welche sie außen und innen in allen ihren Teilen genau kannte.« Er weiß nicht, ob das Leben für ihn noch einen Sinn hat, zwei Kinder sind tot, das dritte liegt verwundet im Spital, und »er äußert sich unserem Mitarbeiter gegenüber, daß die in unserem Morgenblatte gegebene Darstellung der Untat und ihrer Vorgeschichte den tatsächlichen Verhältnissen entspricht«. Es war fürs Abendblatt, er wollte noch ins Spital, nach dem Sohn zu sehen, aber sie sagten, daß es sonst zu spät wäre fürs Abendblatt. Er solle Details geben. Er sagte: »Es vergingen Minuten, die ich wohl nicht näher kennzeichnen muß«. Aber gerade das wollten sie hören. »Es waren Minuten der Qual, die keiner weiteren Hinzufügung bedürfen«, sagte er. Ja, gerade so was brauchten sie, wegen der Ausschmückung. »Die Leichen meiner toten Kinder habe ich nicht gesehen, man hat mich nicht zu ihnen gelassen, so sehr es mich zu ihnen gedrängt hat.« Man wußte schon, was man tat. Sie haben auch nicht jeder die Leichen gesehen, mancher nur mit den Eltern gesprochen. Es war ein Turnus. Und sie schrieben: »In die Wohnung wurde kein Unberufener gelassen«. Sie aber hatten dort zu tun. Der Vater soll ihnen etwas aus dem Leben erzählen, und wie die silberne Hochzeit war. Das Konzertprogramm wollen sie: was Marie gesungen und Georg gespielt hat. Im Taumel dieser Stunde klammert sich

der alte Mann an jede Erinnerung, er spricht Monologe und sie schreiben mit. Sie wollen aber noch wissen, bei welcher Firma der Revolver gekauft worden ist. Das weiß der Vater nicht, das sagt ihnen die Polizei. Aber interessant ist, daß das Sofa in dem Zimmer, wo die Toten liegen, alt und unmodern ist. Noch zwei könnten Auskunft geben: der Mörder und der Psychiater. Aber jener hat sich selbst gemordet. Er hat, wie sie mißbilligend feststellen, sein Geheimnis mit ins Grab genommen, und »wir können nur tasten und suchen, nur forschen und fragen, nur vermuten und bedauern«. Vielleicht weiß der Psychiater etwas. Der weiß, daß dieser dreifache Mord ein psychologisches Rätsel ist, und, »fügte der Gelehrte scherzend hinzu«: wenn wir alles psychologisch motivieren könnten, so würden wir auch für die Reden des Ministerpräsidenten Stürgkh eine Erklärung finden. Nur soviel könne er sagen, daß »in dem vorliegenden Falle das anarchistisch—psychologische Element fehle«; Marie sei »keine der Damen gewesen, für die ein junger Mann sinnlos entflammt sein kann«; und er sei sogar überzeugt, daß Matkovic auch die Eltern erschossen hätte, wenn sie zur Zeit des Mordes in der Wohnung gewesen wären« ... Wo waren die Psychiater? Oh hundertmal süße Vorstellung, daß alles das, was sich nach der Tat abgespielt hat, verhindert worden wäre! Hat dieses fromme Haus je zuvor solche Gäste beherbergt? Ist es erhört, daß ein Gesindel, das man zum Tee nicht ladet, beim Tod der Kinder zugegen sein darf? Hat es sich dieser Ritter von Holzknecht träumen lassen, daß er je Leichenfledderern werde erzählen müssen, wie weh ihm ums Herz sei? Unser aller Haus ist entweiht. Was Zeit und Zone an Schmutz hergeben können, ist an der Schwelle der Trauer abgelagert worden. Die Tat eines Geisteskranken ist so wenig ein Problem wie die eines Ziegelsteins. Daß ein Unschuldiger getroffen wird, damit fertig zu werden, ist Religion. Wie aber um Gottes willen damit fertig werden, daß die verantwortliche Gemeinheit des Lebens in das Heiligtum des Unglücks speit? Hier erlöst nur die Hoffnung auf den vollwertigen Mörder, der drei Kinder verschont, aber Alles, was auf das Mordgerücht hin die Schwelle des Hauses zu übertreten wagt, erbarmungslos niederknallt!

* * *

ES WAR VORAUSZUSEHEN

Wenn ein Erzherzog dem Zug des Herzens folgt, so macht ein Redakteur den Zugsführer. Andere Funktionäre stehen auf dem Bahnsteig des Fortschritts in informierter, aber vorläufig abwartender Haltung, und es ist ein eigenes Zeremoniell für den Empfang vorgeschrieben. Herr Ferdinand Karl Burg verläßt als ideal veranlagter Charakter den Waggon, den Erzherzog Ferdinand Karl elastischen Schrittes bestiegen hat, und es stellt sich heraus, daß er längst in diese Gegend tendiert hatte. Dort drüben wars nicht auszuhalten. »Die Stunden, die der Erzherzog im Elternhause Fräulein Czubers verbrachte, gaben ihm Gelegenheit, nicht nur seinen künstlerischen, sondern auch seinen wissenschaftlichen Neigungen zu leben.« Denn es wurde nicht nur musiziert und gesungen, sondern »er besuchte, sooft er nach Wien kam, um seine Braut zu sehen, auch das Burgtheater, und im Kreise ihrer Familie schwärmte er dann von Sonnenthal ... Wenn man Zeitungslektüre trieb — der Erzherzog las täglich zahlreiche Journale und bekannte sich stets als einen warmen Freund der Publizistik — las er oft mit besonderer Vorliebe die Referate über neue Theaterstücke vor«. Natürlich war er »mit ganzem Herzen Soldat.« — der Liberalismus ist objektiv genug, das zu konstatieren —; »trotzdem war er aber« — jetzt kommt nämlich die Hauptsache — »gegen keinen andern Stand vor-

eingenommen. Wiederholt hörte man aus seinem Munde, daß es für ihn keinen Unterschied zwischen Menschen gebe. Stets äußerte er die freisinnigsten Anschauungen.« Es war also alles da. Nun aber fehlt eines, nämlich der Titel und Rang eines Erzherzogs. Damit ist der Freisinn durchaus nicht einverstanden und die Menschenrechte wehren sich gegen das Hausgesetz. Die alte Sorge des Liberalismus, warum man nicht Erzherzog und ein warmer Freund der Publizistik zugleich sein, warum man den Kaiser erst um Erlaubnis fragen muß und ob denn Liebe ein Verbrechen ist, alle Fragen und Zweifel sind jählings erwacht. Man tappt im Dunkeln. Man kennt sich mit der Pragmatischen Sanktion nicht aus. Für Ungarn gilt sie zum Beispiel schon nicht. »So nennt das ungarische Gesetz als eine Voraussetzung der Thronfolge den römisch-katholischen Glauben, eine Bedingung, die in der österreichischen Urkunde nicht ausdrücklich genannt ist.« So daß vielfach übertriebene Hoffnungen geweckt werden.

* * *

PECH ÜBER PECH

'*The Times*', London vom 5. Oktober: (»The spreading of False News.«) ... In Austria—Hungary the worst offender in this respect has been the Neue Freie Presse, which had the audacity to assure its public on Saturday morning that matters were on the point of being pacifically settled, although it was obliged to print in the same issue the official Italian declaration of war received early on Friday evening ¹.

'*Frankfurter Zeitung*' vom 6. Oktober: (»Neue Phantasien über den deutschen Geldmarkt.«) ... Wichtigtuerei gepaart mit dem Gefühl der Ohnmacht ... Als voriges Jahr die ungarische Anleihe in Deutschland zustandekam, prägte die Neue Freie Presse mit Pathos das Wort von der »finanziellen Nibelungentreue«, obwohl die Recken des Nibelungenliedes von ihrer Fahrt nach Budapest wenig Segen davontrugen. Die nämliche Neue Freie Presse, nicht zufrieden mit dem Echo ihres Cartwright—Interviews ... unwahre Tendenzberichte über die Lage des deutschen Geldmarktes ... Es hieße mit Kanonen nach Spatzen schießen, wenn man dieses Gemisch von naiver Unkenntnis und Nonsens besonders widerlegen wollte ... kein wahres Wort ... Phantasie eines Ahnungslosen ... kritiklos ...

'*Frankfurter Nachrichten*' vom 28. Oktober: (»Der Herr von Wien.«) Herr Benedikt, der Besitzer, Herausgeber und Chefredakteur der Neuen Freien Presse ... ist auf Herrn v. Kiderlen—Wächter böse, denn wie in Wiener Journalistenkreisen mit viel Behagen erzählt wird, hat die Redaktion der Neuen Freien Presse Herrn v. Kiderlen um ein Interview über die politische Lage gebeten. Herr v. Kiderlen hat ihr aber sagen lassen, »sie möge sich doch an den englischen Diplomaten in wichtiger Stellung ² wenden«, was sie ja wohl bei nächster Gelegenheit wieder tun wird. — Man muß die Position des Herausgebers der Neuen Freien Presse in Wien und ganz Österreich kennen, um den Humor dieser Meldung auszukosten ... gewaltige Höhe und Würde ... Tyrannis über die ganze

1 xxx

2 s. Heft 331 # 01 »Sommerrevue«, dort »Ich hatte ja keine Ahnung«

Donaumonarchie ... erzählt sich die spaßhaftesten Züge von dem bis zum Pathologischen gesteigerten Machtbewußtsein ... einmal einen berühmten Mann hatte zu früh sterben lassen ... nun jahrelang bis zu seinem wirklichen Tode einfach als nicht mehr existent behandelte, auch den effektiven Tod dann nicht mehr registrierte ... Anmaßung von dem Menschen ... weiter leben zu wollen ... In Wien wagt es kein Ministerium, einem Rechercheur der Neuen Freien Presse einen Korb zu geben ... Keine Nummer darf erscheinen, die Herr Benedikt nicht von vorn bis hinten in den Abzügen gelesen hat. Und wenn er nicht in Wien ist ... müssen ihm die Abzüge am Telephon vorgelesen werden. Er ist herausgeberisch zu tüchtig. Das ist sein Fehler ... Wenn irgendwo ... so muß die Neue Freie Presse schon vorher wissen, wann und wie alles kommen wird ... Und nun stelle man sich vor, der Herr von Wien befiehlt ein Interview mit dem deutschen Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, und der Berliner Korrespondent muß melden, der Staatssekretär wolle nicht, wolle partout nicht ... keine Auskunft geben über das, was gewesen und was kommen wird ... hört sich die Weltgeschichte auf! ... Frechling sich auch noch erdreistet, malitiös zu werden und das Blatt an Mr. Cartwright zu weisen ... Gipfel der Überhebung ... Nach Ansicht anderer Leute freilich ... Kiderlen—Wächter sich höchst erfreulich benommen ... nicht nur die Würde des Deutschen Reiches gewahrt und dem österreichischen Blatt, das sich nicht gescheut ... Rücken zu fallen ... die Tür gewiesen ... ganz Europa sich kostbar amüsieren wird ... helle Freude daran haben muß ... Haken, um Herrn Benedikt mit samt der Wiener Neuen Freien Presse daran zu hängen ... Gelächter preiszugeben ... Kiderlen—Wächter kann sich gratulieren, daß er nicht in Wien lebt ... würden für nichts gutsagen ... dem Deutschen Reich den Krieg erklären ... ?

* * *

DER GRUBENHUND

Neue Freie Presse vom 18. November: (»Die Wirkungen des Bebens im Ostrauer Kohlenrevier.«)

Von Herrn Dr. Ing. Erich R. v. Winkler, Assistenten der Zentralversuchsanstalt der Ostrau—Karwiner Kohlenbergwerke, erhalten wir folgende Zuschrift:

»Gestatten Sie, daß ich Ihre Aufmerksamkeit auf eine Beobachtung lenke, die ich, dank einem glücklichen Zufall, gestern abends zu machen in der Lage war und die durch Veröffentlichung in Ihrem hochangesehenen Blatte auch außerhalb unseres Vaterlandes hohe Beachtung aller technischen und speziell montanistischen Kreise finden dürfte.

Da ich gestern abends mit dem Nachtzuge nach Wien fahren mußte, so benützte ich die vorgerückte Stunde, um noch einige dringende Arbeiten in unserer Versuchsanstalt zu erledigen. Ich saß allein im Kompressorenraum, als — es war genau 10 Uhr 27 Minuten — der große 400pferdekräftige Kompressor, der den Elektromotor für die Dampfüberhitzer speist, eine auffällige Varietät der Spannung aufzuweisen

begann. Da diese Erscheinung oft mit seismischen Störungen zusammenhängt, so kuppelte ich sofort den Zentrifugalregulator aus und konnte neben zwei deutlich wahrnehmbaren Longitudinalstößen einen heftigen Anschlag (0.4 Prozent) an der rechten Keilnut konstatieren. Nach zirka 55 Sekunden erfolgte ein weit *heftigerer Stoß*, der eine *Verschiebung des Hochdruckzylinders an der Dynamomaschine* bedingte, und zwar derart heftig, daß die *Spannung im Transformator auf 4.7 Atmosphären zurückging*, wodurch *zwei Schaufeln der Parson—Turbine starke Deformationen* aufwiesen und sofort durch Stellringe ausgewechselt werden mußten.

Da bei uns alle Wetterluttonen im Receiver der Motoren zusammenlaufen, so hätte leicht ein unabsehbares Unglück entstehen können, weil auf den *umliegenden Schächten die Förderpumpen ausgesetzt* hätten.

Völlig unerklärlich ist jedoch die Erscheinung, daß mein im Laboratorium schlafender *Grubenhund* schon eine halbe Stunde vor Beginn des Bebens auffallende Zeichen größter Unruhe gab. Ich erlaube mir bei dieser Gelegenheit anzuregen, ob es im Interesse der Sicherheit in Bergwerken nicht doch angezeigt wäre, die schon längst in Vergessenheit geratene Verordnung der königlichen Berginspektion Kattowitz vom Jahre 1891 wieder in Erinnerung zu bringen, die besagt, daß:

» ... In Fällen von tektonischen Erdbeben die *Auspuffleitungen aller Turbinen und Dynamos stets zur Gänze an die Wetterschächte* derart *anzuschließen* sind, daß die explosiblen Grubengase selbst bei größtem Druck nicht auf die Höhe der Lampenkammer gelangen können.«

Mit der Veröffentlichung des Vorgesagten glaube ich einen kleinen Beitrag zu den nie rastenden Bemühungen unserer Bergbehörden zwecks Sicherung des Lebens der Bergarbeiter geleistet zu haben, und bitte Sie, hochverehrter Herr Redakteur, den Ausdruck meiner aufrichtigsten Hochschätzung entgegennehmen zu wollen.«

Was bleibt da noch zu tun übrig? im Interesse der Sicherheit nur eines: Zusperrern! Die Zentralversuchsanstalt der Ostrau—Karwiner Kohlenbergwerke? Nein. Denn die gibt es nicht. Selbst wenn man sich an die weitsichtige, aber in Vergessenheit geratene Verordnung der Berginspektion Kattowitz hält, die die noch heute nicht erfundenen Auspuffleitungen der Turbinen schon im Jahre 1891, wo es noch nicht einmal Turbinen gab, anschließen ließ, und selbst wenn es schon Dynamomaschinen mit Hochdruckzylinder gäbe und die Spannung eines Transformators nach Atmosphären gemessen werden könnte, wäre ein Eindringen der explosiblen Grubengase in die Neue Freie Presse nicht mehr zu verhindern. Ich spaße nicht. Der Fall ist tragisch. Ich schwöre, daß der Dr. Ing. Erich R. v. Winkler nicht von mir ist. Er ist ein Sohn des Zivilingenieurs Berdach aus der Glockengasse. Ich konnte es nicht verhindern, daß sich dieser fortpflanze. Aber Winkler ist grausamer als Berdach. Hat Berdach die Neue Freie Presse mit Ruten gepeitscht, so züchtigt Winkler sie mit Skorpionen. Zwar hat jener eine Variabilität der Eindrucksdichtigkeit beobachtet und dieser weiß bloß von einer Varietät der Spannung zu melden, aber jener hat nur an der Hand der Bussole gearbeitet, und dieser hetzt sie

mit Grubenhunden zu Tode. Ich wäre nicht Fachmann genug, um ihr die Verheerungen in einem Kompressorenraum schildern zu können, ich bin ein bescheidener Zivilingenieur und beneide den geistesgegenwärtigen Assistenten der Ostrauer Zentralversuchsanstalt, der in gefährlicher Lage sofort den Zentrifugalregulator ausgekuppelt hat. Was weiß unsereiner von Keilnuten und Wetterluttonen und von der Notwendigkeit, die Schaufeln der Parson—Turbine durch Stellringe auszuwechseln, weil auf den umliegenden Schächten die Förderpumpen aussetzen könnten! Aber ich kann das tiefgehende Interesse der intellektuellen Kreise, die die Zuschrift empfangen haben, nachempfinden, weil sie so recht wieder zeigt, wie wir dank dem unermüdlichen Fortschritt der Wissenschaft auf dem Wege sind, »die Welt der elementaren Gewalten in ein Vernunftreich zu verwandeln«. Seitdem Berdachs Gattin die Stöße gespürt hat, sind wir wieder um einen Schritt weiter gekommen, denn jetzt wurde der Grubenhund Winklers unruhig, und es ist kein Zweifel, daß die Beobachtung dieser freilich unerklärlichen Erscheinung die hohe Beachtung aller technischen und speziell montanistischen Kreise auch außerhalb des Vaterlandes finden wird. Die Neue Freie Presse ist, wie ihr niemand geringerer als der Ritter von Winkler versichert, ein hochangesehenes Blatt, und das macht schließlich mehr Eindruck, als wenn sie ein schlichter Berdach aus der Glockengasse mit seiner Hochschätzung zu ködern sucht. Hätte er je den Mut gehabt, ihr einen Grubenhund anzubieten? Hätte er erwarten können, daß sie ihm diesen und alles andere, worauf es ankommt, mit liebevollem Verständnis für die Intentionen des Einsenders in Sperrdruck bringen wird? Nein, dieser Fachmann spricht eine andere Sprache, und die Wirkungen des Bebens, im Ostrauer Kohlenrevier sind verheerend. Das Problem der Intelligenz und damit das Problem des Journalismus ist aufgerührt, der Offenbarungsglaube des gedruckten Wortes ist erschüttert, die Spannung ist auf 4.7 Atmosphären zurückgegangen, der Hochdruckzylinder der liberalen Dynamomaschine ist verschoben, die Schaufeln der Benedikt—Turbine weisen starke Deformationen auf, der Kompressor, der den Elektromotor für die intellektuellen Dampfüberhitzer speist, wozu ein guter Magen gehört, zeigt eine auffällige Varietät, und die Allwissenheit des Trottel hat den Kredit verloren. Messina ist eine Lappalie gegen das, was der Neuen Freien Presse passiert ist, täglich passieren kann und immer passieren wird. So wahr ein Grubenhund kein Preßköter ist — es wird ihr passieren! Sie müßte denn ein feierliches Gelübde tun, keine Zuschriften mehr zu bringen. Aber das nützt nichts. Dann treiben ihr die Mitarbeiter die explosiblen Grubengase hinein, und da bei uns alle Wetterluttonen im Receiver der Motoren zusammenlaufen, ist das Unglück fertig. Solange sich die Verhältnisse an der rechten Keilnut nicht ändern, besteht die Gefahr fort, und meine nie rastenden Bemühungen zwecks Sicherung des Verstandes der Leser sind vergeblich. Da hilft nichts als die Förderpumpen durch Stellringe auszuwechseln, den Zentrifugalregulator auszukuppeln, und wenn auch dies nicht zureichen sollte, den ganzen Betrieb glatt einzustellen. Der Münz kann höchstens einen europäischen Krieg entfesseln. Aber ein Erdbeben, vor dem sich die Völker Europas zu einem orkanartigen Gelächter vereinigen, macht die Neue Freie Presse kaputt. Den Münz kann sie zur Not gegen die Erklärungen der Minister und Parlamentarier in London und Berlin schützen, mit nicht zu erschütternder Monotonie auf ihre »absolute Zuverlässigkeit« hinweisen, immer wieder von den »Ergebnissen der zur öffentlichen Kenntnis gekommenen Tatsachen« sprechen und von den »Feststellungen, die den Sachverhalt mit voller Klarheit und Wahrheit mitgeteilt haben Und jeden Zweifel an der absoluten Korrektheit bei der Publikation des Artikels vom 25. August ausschließen, dessen starke Wirkung sie damals sofort vorausgesagt

hat.« So wahr der Münz kein Grubenhund ist, die Wirkung des Artikels vom 18. November ist stärker, viel wichtiger ist, was in Ostrau geschah, viel überzeugender die Klarheit des Sachverhaltes, viel glaubhafter die absolute Korrektheit bei der Publikation dieses Artikels, von dem kein Politiker in Europa behaupten wird, daß er durch die Erfindung eines Reporters, durch den Mißbrauch einer Information, durch die Erpressung eines lästigen Schmocks zustande gekommen sei. Auch nicht durch die Nachlässigkeit eines Angestellten. Hätte dieser an Ostrau selbst gezweifelt, der Herausgeber, der jede Zeile liest, hätte ihn zerschmettert. Diese Elektrizität wird mit Dampf betrieben. »Er ist herausgeberisch zu tüchtig«. Er läßt sich nichts entgehen. Und da diese Konkurrenz mit Gott auf die Dauer unmöglich ist, so gibt es keinen Ausweg als den heroischen Verzicht. Berdach zeugete Winkler, und Winkler wird einen noch entarteteren Fachmann zeugen. Ich habe es nicht mehr in der Hand. Die Welt ist angesteckt, es gibt keinen Respekt mehr und einer sagts dem andern, daß die Neue Freie Presse zum Hineinlegen da ist. Sie ist verloren. Es ist ihr bestimmt. Es ist ein Gesellschaftsspiel geworden. Es werden Wetten abgeschlossen. Einer setzt den Namen eines Bekannten hinein, am nächsten Tag erscheint unter dem Titel »Erdbebenbeobachtung« eine Verwahrung gegen die Identität, denn es gilt bereits als ehrlos, Erdbebenbeobachter zu sein. So wahr ein Grubenhund vier Räder hat, es wird zu fürchterlichen Dingen kommen! Ich prophezeie es, und man kann mich beim Wort nehmen. Ich habe es verschuldet; aber es ist anständig von mir, daß ich aufmerksam mache. Ehe ich auftrat, war Ruhe. Jetzt knistert und rumort es an allen Enden. Erdbeben. Die Leser erwachen. Die Grubenhunde bellten so laut,

* * *

EINE SERIÖSE ZUSCHRIFT

»Regierungsrat J. Palisa schreibt uns: *Aus Anlaß des Erdbebens*, das gestern nach 10 Uhr abends *stattfand*, wurde die Sternwarte mit telephonischen Anfragen von seiten des Publikums bestürmt. Obwohl dieses *Interesse des Publikums* gewiß äußerst lobenswert ist, muß doch darauf aufmerksam gemacht werden, daß seismographische Apparate nicht auf der Sternwarte, sondern auf der Zentralanstalt für Meteorologie und Geodynamik aufgestellt sind ... Die Zentralanstalt besitzt zwar ein Telephon, dasselbe hat aber eine geheime Nummer, denn sonst würde ein ganzes Dutzend Beamter nicht genügen, um alle Anfragen über das Wetter aus dem Publikum zu befriedigen, und jede wissenschaftliche Tätigkeit wäre an gewissen Tagen und Stunden lahmgelegt ... Anders ist es bei der Sternwarte. Hier hat das Telephon den Zweck, astronomische Mitteilungen zu allen Tages— und Nachtzeiten in Empfang nehmen zu können. So kann um Mitternacht eine Depesche die Entdeckung eines *Kometen* melden, der dann noch in derselben Nacht beobachtet werden kann ... Das Telephon funktioniert daher nach den Amtsstunden in der Wohnung eines *verheirateten Astronomen*. Ist das Wetter in der Nacht schön, so ist der Astronom in der Kuppel und das Telephon wird von seiner Frau bedient, und nur bei schlechtem Wetter wird die Nachtruhe des Astronomen seltener gestört ... Was kann aber der Astronom oder auch der Meteorolog auf der Hohen Warte nach einem Erdbeben machen!?! ... Alle Beobachtungen des Publikums kommen genug

zeitig an, wenn sie am folgenden Tage der Zentralanstalt schriftlich mitgeteilt werden. Es wird daher auch verständlich sein, wenn gestern nach den ersten einander jagenden Anfragen das Telephon der Sternwarte einfach außer Funktion gesetzt wurde.«

* * *

AH DÖS GIBTS BEI UNS NÖT!

» ... Liest man die Schilderungen der Schreckensszenen, die sich in West— und Süddeutschland abgespielt haben, als sich der Boden bewegte, so kann man bezüglich Wiens beruhigt sein. Die größeren Bodenbewegungen, die in den letzten Jahren Mitteleuropa heimgesucht haben, sind an Wien immer fast spurlos vorübergegangen. Seit dem Erdbeben vom Jänner 1908 ist es nie so weit gekommen, daß man in ganz Wien einheitlich eine Bodenbewegung verspürt hätte. So war es auch gestern ... Wien steht auf gutem Fundament und die Erdbebengefahr ist für unsere Stadt zum Glück eine minimale.«

* * *

NICHT AUSZUDENKEN

»Gestern abend mußte der *Beiwagen* der Linie 'Klosterneuburgerstraße' der städtischen Straßenbahnen an der Ecke des Franz—Josefs—Kais und des Schottenringes halten. Die 28jährige Schloßsergehilfensgattin Resi P... hatte um Assistenz wegen ihres Befindens gebeten. Der Sicherheitswachmann Johann Grill ersuchte nun die zahlreichen Passagiere, den Wagen zu verlassen. Dann brachte die Frau unter Assistenz des Sicherheitswachmannes und des Kondukteurs ein gesundes Mädchen zur Welt. Inzwischen war ein Train der Rettungsgesellschaft vorgefahren. Der Inspektionsarzt brachte die Frau in ihre Wohnung, Klosterneuburgerstraße Nr. 88.«

Jammer über Jammer! So greift der Beiwagenkondukteur ins Leben. Er tutete und die Mutter erschrak, glaubte daß es schon an der Zeit sei, und siehe, es war ein Mädchen. Was wird aus ihm? Wie wird es mit diesem ersten Tramway—Erlebnis fertig? ¹ In jähem Schreck zur Welt gefahren, von einem Trompetenstoß ins Leben gelockt, unter der Assistenz eines Kondukteurs und eines Sicherheitswachmanns geboren: wäre es ein Knabe, er hätte die Wahl. Wie wird sie im Geräusch und Geracker sich zurechtfinden? Als sie das Licht dieser Welt erblickte, war es gerade ausgeschaltet. Der Beiwagen krachte, die Tafel tanzte, der Kondukteur trat der Mutter auf die Füße, rief »Instign bidee!«, und vorn war eine Aufschrift »BZd—KB16« und es bedeutete Währing. Wie soll sich das Mädchen da auskennen? Der Kondukteur half, zwickte etwas ab und fragte, ob das Kind unter zehn Jahren sei. Die Rettungsgesellschaft kam und das Kind erkannte, daß Dr. Charas an der Spitze sei. Nun gabs aber kein Zurück. Auch standen schon hundert Leute herum und die Zeitungen hatten bereits den Namen. Was für ein Leben beginnt da! Heute, wo

1 Das Kind ist nun schwer traumatisiert, so wie hunderttausende Asylbanditen in Europa (Sommer 2015). Man staunt, was für eine starke Lobby die Irrenärzte und Psychologen haben. Sich regen bringt Segen.

man alles auf frühe Eindrücke der Kindheit zurückführt, kann man es sich an den Fingern ausrechnen. Ein Trompetenton gellt durch ihre Tage. Sie wird einen Trompeter lieben und man wird wissen, was es bedeute. Mußte es sein? Wenn Amtspersonen die Geburten fördern, sollten Hebammen sie nicht verhindern? Glücklich jene, die ein gütiges Schicksal im vordern Wagen geboren werden läßt! Sie werden Nichtraucher und ihr Leben gleitet dahin. Aber ein Fluch haftet an der Beiwagengeburt. Im Pferch geboren, wird dieses Kind von den lieblosen Menschen herumgestoßen werden. Der Beiwagen krachte, es klang wie Pamperletsch, und ein Verkehrshindernis kam zur Welt ... Die Tute ist schuld. Sie wird uns noch alle ins Unglück stürzen. Was ist der Mensch, und was hat nicht alles in einem Beiwagen Platz! Der Kondukteur ist Herr über Geburt und Sterben. Wenn wir einsteigen, wenn wir umsteigen, wenn wir aussteigen: er tutet. Treten wir in dieses Leben voll Schweiß und Qualm, tut er tuten. Und erlöst uns der Tod, tut er in der Tat auch tuten.

* * *

ABER NATÜRLICH

» ... Darum dürfte die Idee des Kollektivkaufhauses ganz besonders zum Herzen der Wiener reden, die gern dem Zuge der Zeit folgen, aber ihre ursprüngliche persönliche Note bewahren wollen. Denn es läßt sich nun einmal nicht leugnen, daß der Wiener dem eigentlich amerikanischen Geschmack des Warenhauses durchaus kühl gegenübersteht und seinem harmonischen Charakterzuge folgend, vorzieht, dort zu kaufen, wo er nicht nur Käufer, sondern in erster Linie Persönlichkeit ist ... «

Was steht zu Diensten Herr von Flohberger, immer wohlauf bei der Witterung, etwas Apartes für die Gnädige, der Herr Sohn gestern vorübergegangen, uns aber nicht beehrt, mir haben sich noch alle gewundert, no ja momentan keinen Bedarf nicht, ujejerl bei die schlechten Zei — — Kistand, habdehere, pfehmich, schamsterdiener, behren uns bald wieder die Dame!

* * *

DAS WIENER MASS

»Und noch einen Wunsch haben viele Besucher des Musikvereins-saales: Die erste Reihe der Logen ist mit fünf Stühlen besetzt, die hinteren Reihen mit vier. Wer einmal in der ersten Reihe seinen Sitz eingenommen hat, der muß so regungslos bleiben wie die Karyatiden in seinem Rücken. Bei den wenigen Logen des Saales kann doch die Kassierung der paar Sitze nicht ins Gewicht fallen. Man denke sich fünf mit anmutiger Molligkeit' begnadete Wienerinnen auf fünf so knapp aneinanderstehenden Sesseln, *daß kein Finger dazwischen Platz hätte!* Es ist nicht das schlechteste und undankbarste Publikum, das sich zu diesen Nachmittagskonzerten drängt ...«

* * *

STURZ AUS ALLEN HIMMLISCHEN REICHEN

»Da drüben im fernen Osten herrscht Revolution; aus tausendjährigem Schlummer erwacht, will sich das Himmlische Reich modernisieren und hat schon damit begonnen, als es den Zopf aus der Mode brachte ... In Peking angekommen, trat Kapitän P. in ein Restaurant mittleren Ranges, um die chinesische Küche kennenzulernen ... Keine einzige chinesische Nationalspeise! Und zu guter Letzt fing noch ein hinter Palmen verborgenes Orchester zu spielen an. P. horchte auf. Endlich etwas Nationales, hoffte er! Aber was bekam er zu hören? Den Walzer aus der '*Lustigen Witwe*'.«

Die letzte Hoffnung bleibt, daß es eine Reklamenotiz ist, oder daß es sich im Falle der Wahrheit um eine Modernisierung der chinesischen Tortur handelt.

* * *

DIE MÄRCHEN VON TAUSEND UND EINE NACHT

sind ein Pofel gegen die

Fortsetzung der Schilderungen, welche aus den Erzählungen des Chefs des Teppichhauses Orendi anlässlich seiner Reise nach dem Orient behufs Einkaufes von Teppichen entnommen sind.

Und wir lauschten.

* * *

EIN MITLEIDGETRÄNKTES SOZIALES FÜNKCHEN

vermißt die 'Arbeiter—Zeitung'. In Brüssel benahmen sich Tramway—Passagiere lieblos gegen den Kondukteur; aber, findet sie,

diese Szene könnte sich ebensogut wie in Brüssel in Wien oder Berlin, in Paris, London oder New—York abspielen, weil sich im Großstadtleben zwar genugsam sportliches Wohltun und theatrialische Gefühlsseligkeit breitmachen, ein mitleidetränktes soziales Fünkchen dagegen weit seltener aufglimmt.

Gut gegeben. Wo das Herz auf dem rechten Fleck ist, dort sitzt auch das Wort. Wie unsicher mag sich die Weltanschauung gefühlt haben, der das Wort »Nächstenliebe« einfiel. Ihre Gestalt blieb im Dunkel. Hier aber glimmt es auf, man erkennt ein Gesicht, und der uns allen liebgewordene Weltbeglückter mit der großen Schachtel bietet uns Hosenträger an, und wenn wir diese verschmähen, einen Kamm und wenns auch damit nichts ist, e Stückele Englischpflaster, das wir gern gegen e mitleidetränktes soziales Fünkchen eintauschen.

* * *

DAS TIERISCHESTE

was ich in der letzten Zeit gelesen habe, sind: der Theaterzettel von »Die Liebe höret nimmer auf«:

Bruno Sommerkamp, ge-
 nannt »der feuchtfrohliche
 Bruno«, Dichter u. Kom-
 ponist des musikalischen
 Lustspieles »Die Abderiten« Hr. Reimers
 Sebastian Müllberger, auch
 ein Komponist Hr. Muratori
 Bornelli, ein Opersänger Hr. Zeska

und die folgenden Sätze aus dem Musikreferat eines gewissen Batka, die ab-
 solut dazu passen:

Und gerne legt der Kritikus seine Merkerkreide in der Garderobe
 mit ab, um sich dem Chorus der genießenden Bewunderung anzu-
 schließen ... Diesmal mußte Ludwig der Große das Podium mit
 Wolfgang Amadeus und dem blonden Johannes teilen und er
 schien wirklich gar nicht verstimmt über eine so distinguierte
 Nachbarschaft. Indem ich also gerne in den stürmischen Beifall
 des vollen Saales mit einstimme, sei die Frage gestattet, warum
 die illustre Vereinigung ... Mehr als die gefeierten Künstlernamen,
 deren Ruf längst feststeht, ziehen uns oft begabte Novizen an, in
 deren jugendlichen Zügen wir schon die Linien der künftigen rei-
 fen Künstlerphysiognomie ahnen möchten ... In Herrn Gürtler
 wächst unstreitig eine Hoffnung des deutschen Konzertsaales her-
 an. »Holla Sixtus, auf den hab acht!«

Ich glaube, so sprechen sie alle, die mit Konzerten zu tun haben. Des-
 halb, wenn ich das Malheur habe, um zehn Uhr abends durch die Herrengas-
 se zu gehen, gehe ich lieber durch die Wallnerstraße.

* * *

ICH HAB'S GEWAGT!

Das hätte der Hutten nicht tun sollen. Die Folgen sind unabsehbar. Da
 trat zuerst einer auf, bewies, daß Fürst Eulenburg homosexuell sei, und rief:
 »Ich hab's gewagt!« Das Wort war nicht mehr zu brauchen. Aber nicht nur
 das Sagen, auch das Wagen war mit einem Male schäbig geworden. Neulich
 rennt mir eine alte Gräfin die Tür ein, aber nicht weil sie wegen Betrugs ver-
 folgt wird, sondern um mir das erste Heft einer neuen Zeitschrift, für die sie
 sich einsetzt, hinzuwerfen, und was steht als Titel drauf? »Ich hab's gewagt!«
 Es ist eine Zeitschrift zur Förderung unbekannter literarischer Talente, und
 das Wagnis besteht offenbar darin, sämtliche Dilettanten Österreich—Un-
 garns auf einmal loszulassen. Das geschieht sonst nur gegen Bezahlung der
 Druckkosten, frisch gewonnen ist halb gewagt, aber hier scheint bloß ein un-
 bekannter Idealist Mitarbeit und Abonnement zu schöner Harmonie vereinigen
 zu wollen, und mein Blick fällt auf das Wort »Flügelroß«. Gewaltig war
 der Andrang schon vor der ersten Nummer, die »fast ganz pränumeriert« ist,
 der Briefkasten platzt vor Dank, Zustimmung und Entgegenkommen, »nicht
 weniger als vier angesehene Bühnen stehen uns zur Verfügung«, und »daß
 wir zur Ausführung unseres Programmes über die denkbar besten Verbindun-
 gen verfügen, geht zur Evidenz daraus hervor, daß einer der anerkannt größ-
 ten deutsch—österreichischen Dichter der Jetztzeit seinen Weg mit unserer
 Hilfe gemacht hat«. Und wenn man bedenkt, daß dies schon vor der ersten
 Nummer der Fall war, dann ist vielleicht das Wagnis nicht einmal so gefähr-

lich und dem Mutigen gehört die Welt. Da wird mir aber schon die zweite Nummer ins Haus geworfen, das geht ja Schlag auf Schlag, und sie enthält nicht nur eine Biographie Ganghofers, der vielleicht jener anerkannteste Dichter der Jetztzeit ist, sondern »auch den bildenden Künstlern eine Gasse! und hinten steht, daß die Temesvarer Zeitung begeistert ist, und jeder Dichter kriegt auch gleich seine Biographie. Da ist zum Beispiel Plawina. Er »hatte die Liebenswürdigkeit, uns einen Vierzeiler betitelt: 'Zum zweiten Dezember (Österreichs Jubelkaiser)' zur Verfügung zu stellen, den wir bestens dankend zum Abdruck bringen«. Auch wir:

Herrscher zu werden ist schwer,
Gerecht zu herrschen noch mehr;
Von *allen* Völkern geliebt zu sein
Trifft nur unser Kaiser allein!

Und indem ich mich versenke, klopft der Postbote an die Tür und wirft mir ein Manifest des Buchhändlers H. herein, der die Zeit zu einer Proklamation an sein Volk gekommen wähnt, denn, ruft er, »als ich vor nun fünf Jahren aus der Journalistik mit beiden Füßen wieder in den Buchhandel hineinsprang«, wollte es vielen »und mir selbst recht gewagt erscheinen«. Wird der Idealismus, der in der Erfüllung einer Kulturmission ... « »und dann auf dem Bauernmarkt ... « »im demütigen 'Dienen' seine Aufgabe sieht ... « »Manche Stunde des Zweifels und der Verzagtheit liegt in diesen fünf Jahren hinter mir. Aber nunmehr, da die Entwicklung meines Unternehmens mir die Möglichkeit einer wesentlichen räumlichen Vergrößerung und Neugestaltung desselben gibt, darf ich wohl sagen, daß das Wagnis gelungen ist«. Tiefe Bekennerworte aus ringender Kämpferbrust. Zum Schluß aber heißt es: »Schließlich last but not least«. Und flackernd sucht mein Auge etwas, ich muß es überlesen haben, und richtig, da steht es: »Ich hab's gewagt!«

* * *

BERGFÜHRER UND HOPF

oder

BEGINN EINER RAZZIA AUF LITERARHISTORIKER

»Da es gewiß viele Zuhörer und Leser gibt, denen das Schimpfwort ('Hopf') nicht geläufig ist, bei dem sich sogar unsere neuen Lexikographen nur auf Adeling zu berufen wissen, sei diesem Gewährsmann das Wort erteilt: 'Hopf = Schopf, siehe Wiedehopf. Neuangeworbene Soldaten pflegen, von den älteren aus Verachtung Hopfe oder Strutze genannt zu werden, wo dieses Wort eben das ist, was auf den Universitäten ein Pennal oder Fuchs, bei den Böttchergesellen ein Ziegenschurz und bei den Spitzbuben ein Wittstock ist.'«

Man rate: Wo, in welcher Art von philologischer Dissertation kann diese »Fußnote« vorkommen? Da man es nicht erraten wird, und ich nicht boshaft genug bin, den Hörer, der bei mir belegt hat, einen Hopf sein zu lassen, so will ich es verraten. Diese Fußnote steht in einer Burgtheaterkritik des Herrn J. Minor über das »Weite Land« in der 'Österreichischen Rundschau'.

»Das Hotel am Völser Weiher, das im vorigen Jahre ... noch nicht einmal in der Absicht bestanden hat, ist in allerdings kleineren Dimensionen während dieses Sommers schon unter Dach und Fach

gebracht; und die Bahn von Atzwang, von der die Rede ist, soll als Schwebebahn zwar nicht über Völs, aber über Sankt Konstantin zum Weiher hinauf führen. Einen Aignerturm und eine Hofbrandhütte wird man zwar am Völser Weiher vergebens suchen und die 'Alpenrose', die zwischen Kastelruth und Seis eine so herrlich gelegene Jausenstation bildete, ist leider eingegangen; daß aber der schneidige norddeutsche Gast, der über das lange Ausbleiben seiner Wäsche klagt, nicht so ganz unrecht hat, kann ich aus meiner Erfahrung bestätigen ... die elektrische Beheizung des Weihers zu Badezwecken ... «

Man rate: wo, in welcher Art von Führer durch Österreichs Alpen kann dieser Abschnitt vorkommen? Da man es nicht erraten wird, und ich nicht boshaft genug hin, den Touristen, der schon den Rucksack schnürt, zappeln zu lassen, so will ich es verraten. Dieser Abschnitt steht in einer Burgtheaterkritik des Herrn J. Minor über das »Weite Land« in der 'Österreichischen Rundschau'.

Die Germanistik ist ein weites Land; und ich habe die Wahl zwischen den folgenden Möglichkeiten. Eine alte Lieblingsidee von mir ist, Personen, die sich in überflüssigen Berufen unnütz gemacht haben, sagen wir Nationalökonomien, Historiker, Germanisten, in praktischeren Lebensfächern sich betätigen zu lassen. Wäre ich Regent, ich würde anordnen, daß Rollen umbesetzt, vertauscht, gestrichen werden, und so gut wie ich die Journalisten zwänge, Kolporteurs zu werden, würde ich es durchzusetzen wissen, daß Professoren sich eine Zeit lang im Schankgewerbe umtun oder sich als Einspänner, Friseur, Bierabläder versuchen. Ob es etwa geraten ist, einen Germanisten zum Souffleur zu machen, bleibe dahingestellt. Von mir aus könnte zwar Herr Minor dort, wo im »weiten Land« das Wort »Hopf« fällt, fasziniert steckenbleiben und so eindringlich »Hopf = Schopf, siehe Wiedehopf« flüstern, daß der Schauspieler aus dem Text kommt und die Vorstellung gestört wird. Aber schließlich ist zu bedenken, daß er dann auch, wenn der Hamlet vom Brodem eines eklen Betts spricht, ihm mit einem Brodem = Broden, siehe Dampf, Qualm, Nebel, Dunst, Ausdünstung ins Wort fallen könnte, und da sei Gott vor. Auch dürfte kein Souffleurkasten der Welt für einen so stattlichen Vollbart, wie er Herrn Minor ziert, Raum haben. Aber ist er denn nicht auch die schmucke Tracht der Männer, die vor dem Hotel am Völser Weiher stehen und sich dem Fremden erbötig machen, ihn zum Aignerturm oder zur Alpenrose um die Tax' hinaufzuführen und was der Herr sonst gern gibt? Herr Minor, von dem ich ohnedies nicht bezweifle, daß er im Sommer mit nacketen Knien herumgeht, könnte gewiß zwischen Atzwang und Seis ein herrlich gelegenes Seminar halten, von Kastelruth bequem zu erreichen, lohnender Ausblick auf die Sturm— und Drangperiode und das pittoreske Tal der Romantiker, während man in zirka 1 ½ Stunden auf einem den Hang hinaufsteigenden Pfade, der in vielen Zickzackbiegungen und Schleifen an Mulden und Dolinen vorüberführt, zu einem grünen, felsigen Weideland gelangt, das sich hinten verflacht und eine prachtvolle Vegetation darbietet, und ohne größere Anstrengung das idyllische Dörfchen Schwatz erreicht, von wo ein guter Weg abzweigt, der ein großartiges Gebirgspanorama eröffnet und an öden Trümmern vorbei den Ausblick über die ganze Schmockerei gestattet. Jedenfalls bin ich fest entschlossen, den nächsten Sommer mich an Herrn Minor anseilen zu lassen. Sicher ist sicher. »Sagen wir noch«, sagt er zum Schluß seines Burgtheaterreferats durch die Schönheiten der Alpen, »daß Herr Balaithy ein sehr vertrauenerweckender Bergführer war«. Das ist gewiß kameradschaftlich gedacht; aber ich tue es nicht anders, ich nehme mir den bewährten Minor. Was

Herrn Balaithy betrifft, so spielt er nur eine kleine Rolle im »weiten Land«, und man muß schon wie ich das Gehör für alle Aussprüche haben, die man nicht hört, um wetten zu können, daß der Baron Berger — auch ein gediegener Alpinist — diese Besetzung wie folgt gerechtfertigt hat: »Es gehört zur Tradition des Burgtheaters« — und dabei hob sich sein Brustkorb, den Kosmos zu umfassen, und sein Auge glänzte wie ein Stern — »es gehört zur Tradition des Burgtheaters, die kleinsten Rollen mit ersten Schauspielern zu besetzen«. Natürlich hat er es gesagt und Herr Wittmann — den ich auch lieber im Gebirge sähe als im Parkett — schrieb pünktlich: »Es gehört zur Tradition des Burgtheaters ... « Das mit der Tradition ist nämlich so. (Jetzt zieht mich Berger ins Gespräch, ich lasse Minor warten und verirre mich.) Das Burgtheater hat also in der Zeit, da es die großen Rollen mit ersten Kräften besetzen konnte, die kleinen Rollen mit ersten Kräften besetzt. Jetzt besetzt es die großen Rollen mit letzten Kräften und läßt die paar fähigen Episodisten, die es noch hat, statieren. Und es ist gewiß ein Unterschied, ob Meister wie Hartmann, Mitterwurzer und Lewinsky Königen und Staatsmännern, die im Hintergrund über die Szene gehen, das Gesicht von Königen und Staatsmännern gaben oder ob ein Bergführer, der »Sell wohl« zu sagen hat, von einem Dialektschauspieler gegeben wird. Und wenn die Provinzbühne dritten Ranges, die heute das Burgtheater ist, sich erdreistet, an einer Tradition zu kleben, von der heute wirklich nur der Gefrornesmann auf der Galerie und vielleicht noch ein alter Logenschließer, auch dieser schon geborsten, zeugen können, so muß doch wohl einmal gesagt werden, daß es auch eine Schmutzkonkurrenz mit der Vergangenheit gibt und daß es unerträglich ist, wenn ein Ausverkauf von Galanteriewaren, der in einer geräumten Kunsthandlung provisorisch untergebracht ist, sich auf den guten Ruf des Geschäftes beruft. Ich werde wirklich noch grob werden, wenn ich den Herrn von Berger, der doch über alles sprechen könnte und nicht gerade auf die Tradition des Burgtheaters angewiesen ist, noch einmal diese anrufen höre! Daß sich ein Burgtheaterdirektor, der »Die Liebe höret nimmer auf« gespielt hat, in Gesellschaft zu gehen traut, zeugt von einem starken Unbewußtsein, und man versteht es, seitdem man erfahren hat, daß der Freiherr v. Berger nicht nur Alfred, sondern auch Maria heißt. Aber wenn schon nicht die Liebe zu Herrn Otto Ernst, dem Schöpfer des »feuchtfröhlichen Bruno«, so hat die Tradition des Burgtheaters endlich einmal aufzuhören! Doch das sind peinliche Sorgen des Alltags und es ist immer lohnend, von ihnen in die freien Berge zurückzukehren und zu Herrn Minor, der schon seine Pfeife stopft und wartet. Wir wollen aufbrechen, aber da fehlt uns eines: Wie stehts denn mit der Wäsch'? Minor hat uns gewarnt. Auch er kann aus seiner Erfahrung bestätigen, auch er beklagt sich über das lange Ausbleiben seiner Wäsche, und der Tourist spürt es, wenn beim Bergführer die Wäsche lange ausbleibt. Oben, auf der Hofbrandhütte, wo einem der Schwitz sakrisch herunterrinnt, wird die Situation unhaltbar, und man beschließt, sich zu beschweren. Der Dichter, der mit von der Partie ist, schreibt ein Stück, in dem es vorkommen wird, und der Referent wird es in die Österreichische Rundschau geben. Vorläufig ist es am besten, es dem Portier des Semmeringhotels zu sagen. Da erkennt aber der Dichter, daß es gut sei, auch den Portier in das Stück hineinzunehmen, und der Literaturhistoriker findet, daß der Portier »wie es heißt, getreu nach dem Original« gezeichnet sei. Dann kommen [können?] die Kollegen von der Tagespresse, denen auch die Wäsche zu lange ausbleibt, bestätigen, daß das »weite Land« die Seele sei, die ein weites Land ist, wie ein Hoteldirektor gesagt hat, daß der Portier täuschend getroffen sei und das Stück ein Hotelschlüsselstück. »Schnitzler getraute sich nicht recht eine lebende Person auf das Theater zu

stellen. Erst nach längeren Beratungen mit guten Freunden« entschloß er sich. Dann kommen die Kulissenplauderer und verraten, daß der Schauspieler mit dem Dichter auf den Semmering gefahren sei, »um an Ort und Stelle Studien zu machen«. Und was sonst noch für köstliche Geheimnisse sind, die das gelobte weite Land eröffnet. Doch ist es notwendig zu Minor zurückzukehren, der wieder zum Aufbruch mahnt und ungeduldig fragt, ob er denn ein Bergführer oder ein Hopf sei. Nachdem wir ihn beruhigt und ihm versichert haben, daß er beides sei und außerdem ein Literaturhistoriker, gibt er uns schmunzelnd und indem er »Sell wohl« sagt, die neueste Nummer der Österreichischen Rundschau zu lesen, von der wir bisher geglaubt haben, daß sie nur auf Lloydampfern zur Herbeiführung der Folgen der Seekrankheit gehalten wird, aber zu unserem Erstaunen nunmehr ersehen, daß sie auch »auf den hohen Bergen aufliegt. Als Kenner gefährlicher Touren versichert uns Herr Minor darin, daß Schnitzler, der »auf dem Umweg über die Novelle und den Dialog zum Drama gekommen ist, heute allein noch auf der Bühne lebendig« sei. Alle andern sind Opfer der Berge. Ibsen ist nicht, wie man erwarten und wünschen konnte, zum Eckstein des deutschen Theaters geworden«. Doch damit sind wir plötzlich wieder in jene Ebene des Lebens gelangt, wo die Köter der Literatur den Ecksteinen ihre Mißachtung ausdrücken. Im Fußumdrehn sind wir aber wieder oben. Denn: »Hauptmann hat seit längerer Zeit versagt«. Er hat sich an Minor nicht angeseilt. Er hat nicht die genagelten Stiefel des Herrn Schönherr angehabt. Er hat, was er schreibt, sich selbst zuzuschreiben. Er ist matsch. Und dennoch glaube ich, daß nach fünfzig Jahren, wenn Glaube und Heimat und Nobelpreis und weites Land und alle dii minores vergessen sein werden, man an dem abgestürzten Hauptmann Wiederbelebungsversuche machen wird und daß der Dichter der Pippa die Augen öffnen und sagen wird: er habe sich nur tot gestellt, um dem lästigen Bergführer zu entkommen, und er habe die Zeit verschlafen wollen, in der Herr Paul Goldmann lebte und die schwitzenden Geister, denen die Wäsche lange ausblieb; inzwischen werde sie ja doch endlich gekommen sein. Aber was sehe ich? Neben Hauptmann liegen noch andere am Wege, die Herrn Minor nicht folgen konnten oder nicht folgen wollten: »Holz und Schlaf und Sudermann haben es auch, als sie Wasser in ihren veristischen Wein zu schütten begannen, zu keinem dauernden Erfolg mehr gebracht. Halbe, Hirschfeld und Langmann haben ...« Während Schnitzler »die Klaue des Löwen sehen läßt«. Es ist freilich gefehlt, einem alten Bergführer, anstatt ihm die Klaue des Löwen zu zeigen, Wasser in den Wein zu schütten und dadurch einen alten Phrasenkletterer zu reizen. Aber daß Johannes Schlaf so etwas getan haben soll, ist die Beschuldigung eines Führers, der nicht mehr mitkann und darum aus Bosheit den Geführten beim Fuß herunterzieht. Das Alibi eines Bergführers, der zum Totengräber wurde. Daß er dabei so leichtfertig verfährt, einen Gerhart Hauptmann in dasselbe Massengrab zu werfen, in das die Herren Sudermann, Halbe und Hirschfeld förmlich hineingeboren wurden und in dem sie schon gelegen sind, ehe sie Herr Minor mitnehmen wollte — ist ein Kapitel für sich, um sich bei der Hoteldirektion zu beschweren. Damit könnte die Beschwerde über das elende Deutsch dieses kreuzbraven Äplers in einem gehen. Denn: Schnitzler »zuckt nicht mit einer Wimper dabei, wodurch er uns seine Zustimmung oder seine Abneigung verraten könnte.« »Mütter, die auf die verheiratete Geliebte ihres Sohnes zugleich sehr gut und sehr böse sind«. »Er gründet sich als Hoteldirektor in den Dolomiten eine neue Existenz und hat sich, obwohl die Kinder in der Umgebung nicht selten seine Züge tragen, nach Jahrzehnten noch. so wenig über ihren Verlust getröstet, daß ... « (Über wessen Verlust? Der Jahrzehnte, der Züge, der Umgebung, der Kinder, der Existenz

oder der Dolomiten? Nein, der Gattin.) »Es wird aber so sein, wie im Baumeister Solneß', nämlich daß Erna in dem von Jugend an Geliebten den starken und rücksichtslosen Willen, *in dem* sie sich mit ihm begegnet, in der Gefahr der Verkümmerng sieht und *ihn* nicht bloß lieben, sondern auch retten will; jedenfalls ist sie *in* dieser Gesellschaft ... In einem Höhenrausche ... in der nächsten Nacht *im* Hotel ... nicht mehr hat in den Tod gehen lassen, sondern *ihn* erhört und *in* seinen nächtlichen Umarmungen ... « Ein Schauspieler aber gefällt Herrn Minor so gut, daß es den Anschein hat, als ob von dieser Seite ein vollgültiger Ersatz für Kainz im Burgtheater selber im Ausreifen wäre.«

Und so etwas verleiht Dichterpreise, sitzt in allen Ausschüssen der Unsterblichkeit und ist, sooft die Literatur das Bedürfnis hat, sich aufs hohe Roß zu setzen, zur Stelle. Herr Jakob Minor soll eine lesbare Schiller—Biographie geschrieben haben. Ich glaube es nicht, aber es ist möglich. Daß er keine lesbare Schnitzler—Kritik geschrieben hat, ist sicher. Immerhin glaube ich, daß es mir geglückt ist, den Wert der Historik an jenen Vertretern gezeigt zu haben, die von der Gegenwart so exemplarisch blamiert wurden. Mein von künftigen Historikern unbestrittenes Verdienst ist es, zwischen Leben und Phrase aufgeräumt und jene Typen definiert zu haben, die bloß die Kruste der Phrase sind. Wenn es mir gelungen ist, nachzuweisen, daß diese bärtigen Greuel, die uns mit Salbung und Bildung das Leben besprenzen, nur ein schwacher Abklatsch von Lustspielfiguren aus den Siebzigerjahren sind, so bin ich zufrieden und ich dürste nicht nach dem Ruhm, schon jetzt dafür in den Brockhaus zu kommen. Aber ich suche den Burschen, der diesen und den Meyer mit zeitgenössischer Literatur versorgt. Ich will mich einmal, wenn mich die Flöhe des Tags auslassen, den Wanzen der Unsterblichkeit widmen und zeigen, mit welcher Gründlichkeit das Publikum belogen wird und mit welcher Frechheit dieselbe Clique, die die Literaturwerte des Tages kotiert, an der Börse des Nachruhms ihre Geschäfte macht. Die Leute, die den Blick über die großen Zusammenhänge und das Talent für die guten Verbindungen haben, vom Katheder zu stoßen und den Historiker als rückwärts gekehrten Schapsl zu entlarven, ist nachgerade eine unabweisliche Pflicht geworden. Der Journalismus hat die Welt mit Talent verpestet, der Historizismus ohne dieses. Hier muß tief in den Boden geschnitten werden, den das Handwerk hat. Es gibt auch eine Zeitexotik, die der Unbegabung ganz ebenso zu Hilfe kommt wie die Behandlung ausländischer Milieus. Entfernung ist in jedem Fall kein Hindernis, sondern das Mimikry mangelnder Persönlichkeit. Der Historiker lebt davon, daß er zurückschreibt, und kaum einer von jenen, die in historischen Kreisen als Künstler gerühmt werden, könnte in journalistischen als Reporter Karriere machen. Eher kann schon einer, der nicht nachkommen kann, und weil er kein Hopf sein will den andern herabzieht, ein vertrauenerweckender Bergführer sein.

* * *

SELBSTANZEIGE

Magdeburger Generalanzeiger, 19. August 1911:

Kürnberger anzureihen ist ein jetzt lebender Wiener Satiriker Karl Kraus, der bei Albert Langen in München schlechte Aphorismen (»Sprüche und Widersprüche«), eine scharf abzulehnende Satire »Heine und die Folgen« und einen Feuilletonband »Die chinesische Mauer« herausgegeben hat. Kraus ist bei Kürnberger in die Schule gegangen. Wie dieser mokiert er sich über die Masse der

Leute, die in Wien überall dabei gewesen sein wollen und glücklich sind, wenn sie »unter anderen« in den Zeitungen genannt werden ... Dem großen österreichischen Jammer geht er ganz aus dem Wege, zu dessen satirischer Verulkung fehlt es ihm anscheinend an Kraft. Unausstehlich ist Kraus, wenn er sich an Größen wie Maximilian Harden oder dem bedeutendsten Wiener Literaturhistoriker Jakob Minor reibt. Der kleinste Teil der Lebensarbeit dieser beiden wiegt Kraus' gesamte Schreiberei bei weitem auf. — Aus anderem Holz geschnitzt ist Hermann Bahr ...

Dr. F. Hirth

* * *

BRAHM, KLEIST, BAHR UND ICH

»*Brahm* — ein echt märkischer Mensch ... Denn dies macht ihn so stark, daß er sich genau kennt, daß er genau weiß, was er kann, und daß er will, was er kann, alles will, was er kann, aber niemals mehr und niemals anderes will, als er kann ... Daher auch sein Interesse für den Fall des unglücklichen Kleist. Indem Brahm Kleists Leben erzählt, vertuscht er nichts und beschönigt nichts.

Kleist war nicht ein Mensch, an dem man eine Freude haben kann. Er wäre so gern ein rechter Preuße gewesen, aber die besten Eigenschaften des Preußen fehlten ihm. Er war voll Verlangen nach einer sittlichen Größe, aber ohne die Kraft dazu ... denn es kommt, gar bei solchen moralischen Amphibien, am Ende wahrscheinlich viel weniger darauf an, Großes oder Schönes einmal zu erleben als, wenn der Augenblick entwichen ist, davon etwas für sich übrig zu behalten ... Brahm vertuscht das nicht und beschönigt nichts, er tadelt es auch nicht, er stellt es dar.«

Bahr — ein echter Linzer, an dem man eine Freude haben kann. Ohne Verlangen nach sittlicher Größe, aber dafür ohne Kraft ... Denn dies macht ihn so schwach, daß er sich nicht genau kennt, daß er zwar genau weiß, was er will, aber nicht kann, was er will, nichts kann, was er will, immer weniger und immer auch anders kann, als er will ... Daher auch sein Interesse für den Fall des glücklichen Brahm, der das Lessingtheater hat ... Er wäre so gern ein rechter Bayreuther gewesen, aber die besten Eigenschaften des Bayreuthers fehlten ihm ... denn es kommt bei solchen moralischen Amphibien weniger darauf an, etwas zu erleben als etwas zu behalten ... Ich vertusche nichts und beschönige nichts, ich tadle es auch nicht, ich stelle es dar.

* * *

NICHT BERGER ALLEIN, AUCH BAHR HAT EINEN VATER

und auch der war ein Liberaler vom alten Schlag.

»Nun kann man sich denken, was es für diesen aufrechten, seines Glaubens so gewissen, bei großer Milde doch sehr standhaften alten Mann gewesen sein muß, als sein eigenes Fleisch, zum erstenmal von der Universität zurück, ihm in unserem stillen Garten gleich, am ersten Tage mit der vergnügten und grausamen Sicherheit der Jugend den Bankrott des Liberalismus erklärte. Das war nämlich die neueste Nachricht, die ich aus Wien mitgebracht hat-

te: 'Der Liberalismus ist aus, eine neue Zeit bricht an, Platz für uns!' Und ich sehe noch den ratlosen Blick meines alten Herrn und höre seine Stimme noch beklommen fragen: 'Was hat man in Wien aus dir gemacht?' Dann stand er auf, ging zwischen den kleinen Beeten durch den engen Garten hin und sagte von Zeit zu Zeit bloß immer wieder: Was ist denn nur mit dir geschehen, was ist denn geschehen?' ...«

Diese Szene ist von Kotzebue und zwar aus dem »Hyperboreischen Esel« den Herr Franz Blei, der Feinschmecker, da es ihm gelungen war, ein Exemplar bei einem Antiquar aufzutreiben, noch einmal hat drucken lassen. Es ist eine niedrige und öde Philistersatire auf die beiden Schlegel, lesenswert nur durch die verspotteten Zitate aus den »Fragmenten« und der »Lucinde«, die dem in der Residenz verdrehten Studenten in den Mund gelegt werden. Herr Bahr empfindet die Situation des Erlebnisses heute auf kotzebuisch. Ich aber habe den Kotzebue parodistisch zu einer Zeit schon auf ihn angewandt, wo ich noch keine Ahnung hatte, daß er die Situation einmal erlebt habe. Denn als er mir mit freiheitlichen Tiraden gegen Staat und Kirche beispringen wollte, weil mir die freiheitliche Presse einen Saal abgetrieben hatte, nahm ich die Stimme des bekümmerten Alten an, der den Heimgekehrten nicht wiedererkennt und ihm dennoch wohl genug will, um ihn nicht in sein Verderben rennen zu lassen, und sprach mit dem Finger drohend: »Geh' er mir, er ist ein Freigeist. Sehe er zu, daß er es nicht gegen die Presse sei«. Dieser Satz wurde mir durch einen Druckfehler entstellt. Das kann Herr Bahr nicht passieren, da er lauter sichere Sätze schreibt, die durch einen Druckfehler nicht zu entstellen sind. Das Buch, dem die Reminiszenz entnommen ist, heißt »Austriaca« — was aber Herr Harden als Druckfehler für Austriacos ansehen könnte — und ist im Verlage des Herrn S. Fischer in Berlin erschienen, den kürzlich die deutsche Literatur gefeiert hat, weil es auf den Tag fünfundzwanzig Jahre waren, daß er nicht mehr Möbel in Budapest verlegt. Als Vertreter der Wiener Literatur war ein Trebitsch anwesend.

* * *

MARIA FREIHERR VON BERGER

hat die Rede, die er vor Hartmanns Leiche nicht halten konnte, vor Sonnenthals Büste losgelassen. Wir hörten also:

Es ist den großen Toten des Burgtheaters immer heilig gewesen, daß sie nicht völlig gestorben sind, daß sie unter uns weilen, daß sie wirken und schaffen, daß sie vor uns schweben wie eine heilige künstlerische Gemeinde, die das Ideal, nach dem wir machtvoll streben, schon besitzt und für die Ewigkeit bewahrt. In diesem Fortleben der Toten, darin bestehen das Herz und die Seele dessen, was man die Tradition des Burgtheaters zu nennen pflegt. Heute geht Sonnenthal ein in den Kreis dieses heiligen und ewigen Burgtheaters, und im Namen des Hoftheaters begrüße ich bei diesem Anlasse ihn ... Im Namen aller jener, die das Recht haben, sich zum lebendigen, strebenden Burgtheater zu zählen.

Wenn es sich nicht um einen sträflichen Mißbrauch der Metaphysik für Repertoirezwecke handelt, so habe ich nur die eine Frage am Herzen: Wann tritt er auf? Wann treten sie auf? Ich will hineingehn, ich war schon so lang nicht drin!

»Die Rede Baron Bergers wurde namentlich in jenem Teile, der den Einfluß Sonnenthals auf die Burgtheatertradition behandelte, mit beifälligem Murmeln aufgenommen.«

Was Schauspieler untereinander sprechen, muß nicht immer Respekt bedeuten, wenn es wie beifälliges Murmeln klingen soll. Aber es ist belanglos, was dieses machtvoll strebende Ensemble spricht oder murmelt. Ach, sie leben alle! Ein Trost, daß wir noch die großen Toten haben. Jene, denen es immer heilig gewesen ist, daß sie nicht völlig gestorben sind, daß sie, wenn eine neue Kraft engagiert wird, einspringen und der Direktion aus jeder Verlegenheit helfen können. Sie sind überlebenslänglich mit unkündbarem Kontrakt engagiert. Man mag über den Niedergang des Burgtheaters schimpfen, so viel man will: solange es noch seine Toten hat, sind die Lebenden ersetzlich. Freilich, was aber dann, wenn auch jene —? Mein Gott, auch die Toten werden alt. Nun, dann rückt eben die nächstvordere Generation heran, für Vorwuchs ist am Burgtheater immer gesorgt. Nur nicht verzweifeln, jede Lücke, die ein Lebender hinterläßt, wird sofort durch die Erinnerung ausgefüllt, heutzutage ist die Tradition die beste Agentur. Auf Herrn Höbling, dessen schmerzlicher Gewinn noch unvergessen ist, folgt Herr Reimers, dieser macht Sonnenthal Platz, ist's auch mit ihm nichts mehr, wird Anschütz berufen und im äußersten Fall gelingt es, die Herrn Lange und Stephanie zu gewinnen. Und der von Gottsched vertriebene Hanswurst steht ohnedies für alle Fälle bereit.

* * *

ABER UNS WIENERN TUT ES NOT

»Der wahre Held, den seine Tat und Schöpfung machtvoll überdauert, bedarf des Denkmals nicht. Aber uns Wienern tut es not. Wir wollen ihn, den Ahnherrn des Kaiserhauses, Österreichs Begründer, in unserer Mitte haben. Ein Zeuge unseres Lebens soll er sein. Mit unsern Augen wollen wir ihn seh'n! Und wenn Gefahren Österreich bedräu'n, dann soll sein Erzbild mit dem Trost uns stärken, daß Rudolfs hohe Kraft, die Öst'reich schuf — Gott sei's gedankt! — noch heute lebt und waltet!« Bei diesen letzten Worten erhob sich das Publikum von den Plätzen.

Dann kam Alfred Grünfeld. Von wem der Prolog ist, wer ihn hinreißend gesprochen hat, das brauche ich doch nicht ausdrücklich zu sagen? Es handelt sich, wie man sieht, darum, daß die Wiener nach siebenhundert Jahren es endlich satt haben, ohne ein Denkmal Rudolf von Habsburgs dazustehen. Mit Karl dem Großen waren dieselben Scherereien, dann hieß es wieder, ja, es geht nach der Anciennität, wird einer übersprungen, fallen die Vereine über die Behörden her, es ist ein rechtes Gfrett. So müssen alle warten, und eher kriegt einer in Wien ein Telephon als ein Denkmal. Aber wie? Der Schauspieler Kainz, der erst ein Jahr tot ist —? Ja, das war ein Ausnahmefall. Das hätten die Wiener wirklich nicht länger ausgehalten. Nullen wie Nestroy und die Wolter werden immer für denkmalsfähig erklärt und ein Kainz sollte es nicht haben? Shakespeare hat den Hamlet geschrieben und der Darsteller des Hamlet sollte noch länger ohne ein Denkmal sein? Das hätte der Siegfried Löwy nicht überlebt. Und was wäre die Folge gewesen? Wir wollen ihn in unserer Mitte haben, hätte einer gerufen, den ich nicht ausdrücklich nennen muß, und kein Zweifel, das Löwydenkmal, das uns Wienern, wenn wir es uns auch nicht gestehen wollen, schon heute not tut, wäre zustandegekommen. Jetzt muß er sich — der Besten einer — mit der Ansichtskarte begnügen, die

den denkwürdigen Augenblick zeigt, wie er dabei war. Diese Gelegenheit benützte nun ein Erdbeben, um einzutreten. Es glaubte sich unbeobachtet. Aber Löwy, der viel schlauer war, ging sofort ans Telephon und sagte es der Neuen Freien Presse.

* * *

ZWEI MEISTER

sind kürzlich zu Ehren gekommen. Der erste:

Da wir in seinem eleganten Heim in der Köstlergasse plaudernd beisammensitzen, erzählt er mir von seinem Werdegang.

Wer ist der Mann, der einen Werdegang hat?

Glauben Sie mir, jedes Jahr nach den Kämpfen, Aufregungen und Enttäuschungen eines neuen Werkes, die man in den 'verschiedenen Etappen mitmacht —

Wer ist der müde Kämpfer?

— das Hangen und Bängen in schwebender Peln: wird das Stück auch gehen oder nicht? — dann plötzlich von der Kassiererin die freundliche Tröstung, daß gerade die Börse flau sei, oder die Leute »vor dem Zins« stehen — usw., nach all dem nehme ich mir jedes Jahr fest vor: »Ich schreibe einen Schwank!«

Wem entrang es sich? Wer warf trotzig so sein Bekenntnis der Welt ins Gebiß? Kein geringerer als Leo Stein, der eine Epoche eingeleitet hat, denn er ist der Mitlibrettist der »Lustigen Witwe«, welche, wie der Literarhistoriker, der das Interview besorgt hat, sagt, »wohl als der Ausgangspunkt der neuen Hochkonjunktur in der Operette gelten darf«. Ob sie es darf! Und nichts ist augenblicklich wichtiger, als dem Publikum das interessante Profil des Meisters zugänglich zu machen, der von sich sagen kann:

Ich bin ein gebürtiger Pole aus Lemberg und begann meine literarische Laufbahn sehr früh ...

und autobiographisch fortfährt:

Da war einmal Charles Weinberger bei einer Aufführung. Er brachte mich mit Morst zusammen und so entstand meine erste Operette für Weinberger: »Lachende Erben« ... Dann kam eine nach der anderen — erlassen Sie es mir, sie alle aufzuzählen!

Aber der Künstler ist milde und seufzend meint er:

Ja, es wird in der Tat immer schwerer, das Publikum zufrieden zu stellen.

Der Interviewer fragt, wie man das eigentlich mache, daß eine Operette zieht. Der Meister antwortet:

Wenn sie ziehen soll, muß es in den ersten fünfzig Aufführungen Leute geben, die sechs—, sieben— bis achtmal hineingehen. Da kommt's vor, daß der Billeteur sagt: »Sehen Sie, der alte Herr da ist schon zum siebenten— oder achtenmal herinnen.«

Der Interviewer lauscht. Da richtet sich Stein auf und ruft

Ich glaube, man hat noch von keinem gehört, der — wie es bei der »Lustigen Witwe« der Fall war — sechsendreißigmal oder öfter bei »Alt—Heidelberg« oder bei »Glaube und Heimat« gewesen wäre.

Nun wäre es ja — Namen nennen! — viel wichtiger, den Mann, von dem so etwas behauptet werden kann, statt des Herrn Leo Stein zu besichtigen. Aber der Interviewer hat nur Aug und Ohr für diesen und fragt:

Ist ein Fortschritt in der Operette, soweit sie das Buch betrifft, zu konstatieren, und welche weiteren Entwicklungen würden Sie für notwendig erachten?

Wer den Glauben an die Menschheit nicht verloren hat, wird auf die Antwort gespannt sein.

Es wäre gewiß reizvoll, einmal vor dem zweiten Finale den Chor wegzuschicken, wenn das Publikum dazu zu erziehen wäre, den überflüssigen Chor nicht schmerzlich zu vermissen und den waghalsigen Librettisten nicht zum Opfer seiner Reformation zu machen.

Indem nun der Tollkühne, den sie einen Reformator nennen, eben daran ist, die neuen Maßnahmen, die er getroffen hat, zu erörtern, und wir gerade im angeregtesten Gespräch sind,

tritt die charmante Gattin des Hausherrn ins Zimmer und beteiligt sich an der Konversation. Sie klagt mir, daß ihr Mann sehr oft recht bittere Stunden habe und sich alles viel zu sehr zu Herzen nehme.

Der Interviewer aber

blickt sich in dem reizenden, mit Kunstwerken und Erinnerungen an künstlerischen Triumpfen reich geschmückten Raum um und tröstet. Künstlers Erdenwallen! Nun, die Nachwelt wird den Stein reichlich dafür entschädigen, daß die Börse mitunter so flau war. Und gibts denn nur materielle Interessen? Ist es nicht das Schaffen selbst, das Schaffen mit seinen vielfachen Überraschungen, was den Künstler beglückt und ermutigt? Fürwahr:

Bei »Lachende Erben« hatten wir ursprünglich vier Akte geschrieben und gerade von dem vierten Akt, der nach unserer Meinung eine Menge lustiger Situationen und trefflicher Nummern hatte, versprochen wir uns den Erfolg des Abends. Dieser Akt wurde nun nach der Generalprobe einfach weggestrichen, ohne daß es am Abend ein Mensch bemerkt hätte. Das ist noch heute Altmeister Blasels, der damals Direktor war, größter Stolz.

Das sind so gewisse Entschädigungen, die dem Schaffenden zuteil werden. Aber was nützt das alles:

ich kann wirklich nicht mehr länger mitmachen, ich bin all diesen Aufregungen nicht mehr gewachsen.

Steins Biograph ist der stadtbekannteste Idealist Dworatschek, der sich hinter dem Pseudonym Paul Wilhelm nicht so tief verbergen konnte, um nicht vom österreichischen Staat erkannt und mit einem monatlichen Fixum bedacht zu werden. Der österreichische Staat ist nämlich jener Mäzen, der sich nicht nachsagen läßt, daß er für die Dilettanten weniger übrig habe als für die Routiniers. Herr Felix Salten bezieht zwar kein Stipendium, wird aber dafür anderweitig offiziell gewürdigt. Seine Biographie hat kürzlich der Regierungsrat Smolle verfaßt, dessen Name als der eines »bekanntesten Schulmannes« in aller Munde ist. Saltens Biograph schreibt:

Wir dürfen ihn wohl als Wiener bezeichnen, wenn er auch — am 1. September 1869 — in Budapest das Licht der Welt erblickt hat. Salten war erst einige Wochen alt, als die Eltern nach Wien übersiedelten. Seine ersten Lebensjahre verlebte er in dem sogenannten *Krones-Häuschen* in Heiligenstadt und gegenwärtig wohnt er in einer Villa des Cottageviertels. Aus dem XVIII. und XIX. Bezirke ist er gar nicht herausgekommen.

Wie, dieser Meister, der nicht nur ein Altbudapester, sondern sogar ein Altwiener ist oder vielmehr ein Altwähringer, wäre also erwiesenermaßen nie in die Innere Stadt gekommen? Nie in die Hofburg? Das kann nicht sein! Smolle korrigiert sich denn auch:

Außer auf weiten Reisen, die ihn nach Frankreich, Italien, England führten und seine Lebensanschauungen vertieften und bereicherten, war Salten nie lange Zeit von Wien abwesend.

Die vielen Weltanschauungen, die man mitbringt, lohnen schon einen kleinen Abstecher von der Gegend des Krones—Häuschens. Und daß sich der Mann in der Hofburg wie in seiner Westentasche auskennt, gibt doch auch Smolle zu, wenn er sagt,

Salten verblüffe uns durch die Kunst, mit der er in die Denkungsweise und Motive der Menschen, auch wenn sie eine Krone tragen, einzudringen vermag.

Wem sagen Sie das, Smolle!

Salten ist ein Menschenkenner durch und durch. Er leuchtet mit dem scharfen Licht seiner Satire selbst in die geheimsten Winkel und verborgensten Ecken der menschlichen Gesellschaft und geht auch dem Schlüpfrigen und Anstößigen nicht aus dem Wege ...

rühmt der Schulmann, setzt aber gleich hinzu:

Doch ist es ihm niemals um die Frivolität als solche zu tun. Wie ergreifend ist z. B. trotz des abstoßenden, ja Ekel erregenden Milieus, mit dem er uns vertraut macht ...

Bin ich jetzt erschrocken! Ich hab schon geglaubt, daß auch der bekannte Schulmann Smolle dem Herrn Salten, wie es so viele tun, fälschlich die Autorschaft der geschickten Schweinerei von der »Mutzenbacher« zuschreiben und diese gar künstlerisch rechtfertigen wolle. Aber Smolle meint Gottseidank nicht die Peperl, sondern die kleine Veronika und schließt mit der Hoffnung:

Er steht ja noch in der Vollkraft seines Schaffens und seine bisherigen literarischen Leistungen berechtigen uns vollauf, an unsere Erwartungen einen hohen Maßstab zu legen.

Smolle, der bekannte Schulmann, bescheidet sich damit, an seine Erwartungen einen hohen Maßstab zu legen. Er unterschätzt den Dichter. Dieser — nicht müde wie der schwermütige Leo Stein — kann noch viel mehr als Smolle glaubt, und es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden, als eines Schulmanns Weisheit sich träumen läßt.

* * *

EIN EPIGONE

Jetzt, da der Erzherzog Ferdinand Karl resigniert hat, kann auch ein Salten nicht mehr dem allgemeinen Drang der Hochgeborenen, sich zu verbürgerlichen, widerstehen und kommt in die Freie Presse, die ihn wie einen Bissen Brot braucht. Da geschieht aber etwas Höllisches. Es stellt sich nämlich heraus, daß dieser erlauchte Stil in den Jahren, da die Freie Presse auf ihn schon wartet, Junge bekommen hat, und daß es Salten—Epigonen gibt. Warum schließlich nicht? Dieses Leben ist nicht darauf eingerichtet, seine Werte rein zu erhalten, und es gibt ja sogar Gerstl—Annoncen, vor denen gewarnt wird, weil sie nicht die echten sind. Da aber der Chefredakteur der 'Zeit' aus Jassy ist und sich hüten wird, das Genre zu wechseln, so hat er einen genommen, der den feudalen Ton genau so trifft und noch besser. Der

neue Mann ist ein vornehmer Holländer, namens van Toq, hat aber, um nicht aufzufallen, das Inkognito eines Wantoch gewählt. Indes er schreibt so, daß die Version aufgetaucht ist, es sei wieder nur ein nom de guerre für den Grafen Salzman, der sich bekanntlich hinter dem Pseudonym Salten verbarg. Was an diesem zuerst aufgefallen war, das war etwas Brausendes, und etwas Federndes, etwas Jauchzendes und etwas Schmetterndes, etwas Strahlendes und etwas Beschwingendes, einfach etwas Heiteres und etwas Prangendes, in ihm war das aufgeschlossene Antlitz und der Lebensunband des schönen Erzherzogs Otto, in ihm war der erlauchte Tumult eines Lebens, das zwischen Prinzenflucht und Concordiaball, zwischen Redaktion und Pragmatischer Sanktion hin und hergeworfen wird, war die panaschierte Gala des Trauerrosses und die karessante Anmut des Lippizaners, die galante Zärtlichkeit der Komtesserln, die noch ein bisserl verlegen sind, und die stolze Sicherheit der Lakaien, in ihm war der alte Windischgraetz und die Vickerl Festetics, in ihm war die Ambrasersammlung und die Kapuzinergruft. Wenn er, wohl wissend, welche Rücksichten er seiner Abkunft schulde, von diesen Dingen dennoch sprach, er hats nicht öfter als fünfmal in einem Feuilleton unterstrichen. Wie anders Wantoch! Er überfedert die Feder und überbraust die Brause. Erzherzog Ferdinand Karl hatte soeben resigniert, der Chefredakteur war in Verzweiflung, denn Salten wollte auch nicht mehr und es entstand eine Panik. Da hatte er die Geistesgegenwart, den Wantoch aufzudrehen, und nun kam alles heraus, brausender und strahlender denn je: Die federnde Karriere der Erzherzoge; die federnden Privilegien ihres Standes; ein Fortkommen, das in jauchzendem Triumph ans Ziel bringt; der wunderschöne Erzherzog Otto, der so jauchzend durchs Leben fuhr; der Zenit des Lebens, wo das moussierende Ungestüm der Jugend verbraust ist; und wie wenig ihnen daran liegt, im aufschmetternden Jubel sieghafter Heere ihren Namen klingen zu hören, wie Erzherzog Karl oder der Feldherr von Custozza, der Erzherzog Albrecht; das sausende Tempo des Ehrgeizes; das gewaltig beschwingende Sprungbrett ihrer Geburt; das heitere, exklusive Namensprivileg seines Standes; Ferdinand Karl Burg: darin ist nicht das geringste Erinnern an das frühere, heiter beschwingte Leben; immer ein heiter strahlendes Lachen im aufgeschlossenen Antlitz; daß er diese Zutat des Standes einfach von sich stößt; Menschen, die hintereinander all den prangenden Glanz und die lockende Macht einfach von sich werfen ... Und zum Schluß, wenn es ausgestrahlt und ausgeschmettert hat, noch die ganze Nachdenklichkeit des seligen Salten über das Walten der höfischen Moira, wo dann einfach das Wort »Vielleicht ... « mit drei Punkten steht. Schlicht und groß. Salten ist ersetzt. Freuen wir uns, daß wir zwei solche Kerle haben. Es dürfte sogar noch mehr geben. Und das bildet gerade die Unerschöpflichkeit der Kunst des Salten, daß nicht nur er, sondern auch jeder andere so schreiben kann. Der Nachmacher ist immer noch viel besser als der Vormacher, und wenn Herr Salten sich einmal entschließen wollte, ein Feuilleton von Salten zu lesen, wer weiß, er überträfe selbst den Wantoch, und umgekehrt.

* * *

GANGHOFER

las diesmal einige Kapitel aus dem »Buch der Freiheit«, dem dritten Teile seiner Autobiographie.

Der Dichter versetzt uns in das Jahr 1878, da er als Dreiundzwanzigjähriger in Berlin den Silvesterabend feiert und stolz ist, vor

dem Mob seinen neuen Zylinder behütet und unverseht heimgebracht zu haben: was ihn veranlaßt, ihn sorglich auf einen Lehnstuhl zu legen und — sich beherzt darauf niederzulassen.

Köstlich!

Noch von anderen hervorragenden Persönlichkeiten, die in jenen Tagen seine Freunde wurden, erzählte Ganghofer, von C. Karlweis, Ernst von Wildenbruch, Marco Brociner.

Interessant!

Seine lyrische Erstgeburt habe ihm den wohlverdienten Spott eines Kritikers und die Liebe eines Ladenmädchens eingetragen — die jedoch sehr platonisch bleibt, weil Ganghofer und seine kleine Freundin sich in dunkler Frühlingsnacht mit hellen Sommerkleidern auf eine grau— und frischgestrichene Bank in Liebe niedersetzten. Die Farbe blieb, die Liebe schwand.

Köstlich!

Doch das Reizvollste, Innigrührende, das mit jenem ersten, törichtem Buche zusammenhängt, ist der kluge, gütig—tadelnde Brief, den Ganghofer von seiner Mutter erhält. »Es muß nicht jeder gleich ein Goethe sein, sonst hätte ja Der nicht den großen Wert ... «

Interessant!

Der damals emporsteigende Wildenbruch hat über den literaturhungrigen Studenten ausgerufen: »Dieses Roß Ganghofer macht mir schweren Kummer.«

Köstlich!

* * *

LYRIK

»Gräfin Marianne Kuenburg sendet uns nachstehende stimmungsvolle Verse:

Nebel wallen,
Blätter fallen,
»Allerseelen« zieht ins Land!
Blumen, Lichter schmücken Gräber,
Prangend heut im Festgewand.

Herzen bluten,
Tränen fluten,
Alte Wunden brechen auf.
Kalte, bleiche Knochenhände
Hemmen heut' den Alltagslauf.
Morgen wieder
Sinkt ihr nieder
In Vergessenheit und Ruh'!
Frisches Leben, neues Streben
Schließen eure Gräber zu.«

* * *

AUF VIELFACHE ANFRAGEN

erkläre ich, daß die in der Neuen Freien Presse vom 12. November enthaltene Notiz.

Von geschätzter Seite wird uns geschrieben: Als ich vis—à—vis dem Burgtheater den imposanten Zug der freiheitlichen Studenten passieren sah, fiel mir ein blinder Student auf, welcher, von seiner Mutter geführt, die hell leuchtende *Fackel* in seiner Rechten hielt. Von dem Lichtmeer erhellt, widerspiegelte sich in seinen Zügen der Ausdruck idealer Begeisterung. Mächtig ergriffen von dieser Szene und beglückt von der Massenkundgebung des freiheitlich—akademischen Jungösterreichs, lenkte ich meine Schritte mit dem stolzen Bewußtsein heimwärts, daß alle Bestrebungen, die Freiheit zu unterdrücken, angesichts dieses *Bollwerkes* zu Schanden werden müssen

nicht von mir herrührt.

* * *

EINE SCHRECKENSNACHRICHT

»Aus gewöhnlich gut informierten Künstlerkreisen kommt uns eine Nachricht, geeignet, allgemeines Aufsehen hervorzurufen: Die maßgebenden Persönlichkeiten im Künstlerhause beschäftigen sich mit dem Plane, der Vollversammlung bildender Künstler zu empfehlen, es möge im kommenden Fasching *von der Veranstaltung eines Gschnasfestes Umgang genommen werden*. Das würde den Wegfall einer Karnevalsunternehmung bedeuten, die seit vielen Jahren ein gesellschaftliches Ereignis bildete, die das Künstlerhaus zum Mittelpunkte einer Veranstaltung machte, bei der Phantasie und Humor immer Pfauenräder geschlagen haben. Seit dem Bestande der Gschnasfeste haben diese Soiréen auf die Wiener Gesellschaft mit besonderem Reize gewirkt. Die besten Kreise der Residenz drängten sich zu dem Abende, der am Faschingssonntag tout Vienne vereinigte, wo die Künstler alle Minen ihrer Laune springen ließen, wo der übermütige Scherz den Vorwand bildete, um an markanten Geschehnissen des öffentlichen Lebens. an hervorstechenden Erscheinungen liebenswürdig boshafte Kritik zu üben. Hinter dem amüsanten Gschnas verbarg sich feingestimmter Ernst, der zur Abwehr, zur Umkehr mahnte. Nebstbei spielte noch ein Moment hinein: den Malern und Bildhauern bot sich willkommene Gelegenheit, in nähere Beziehungen zum Publikum zu treten, Verbindungen anzuknüpfen. Und würde man die Summen addieren, die seit Jahren für diese Gschnasfeste in Umsatz gebracht wurden, es käme ein großes Vermögen heraus, das nun den Geschäftsleuten verloren zu gehen droht. Allerdings hat sich in der letzten Zeit ein merkliches Abflauen ... «

* * *

LOGIK DES MORDES

» ... Nur einen Gedanken kennt er von nun an: An seinen Freunden Rache zu nehmen. Sie sollen ihn kennenlernen, den sie *wie ihr Kind* behandelt haben. Sie wollen ihm *ihr Kind* nicht geben. Sie werden *selbst keine Kinder* haben! ... «

* * *

DIE DRUCKEREI KENNT DIE WAHRHEIT

» ... Gerne und willig hat ein jeder von uns sich seinem sicheren Takt, seinem untrüglichen Geschmack gefügt ...
... Herr Moriz Benedikt legte auf den Sarg unseres unvergeßlichen Kollegen einen *Sarg* nieder ... «

* * *

DER PRÄSIDENT DER CONCORDIA SAGTE:

... Du warst ein Journalist von echtem Schrot und Korn, durchdrungen von der hoben Mission der Presse ... Nie hast du mit deinem Namen gezeichnet, was du geschrieben ...

* * *

WAHRHEITEN EINES SCHMOCKS ÜBER SHAW

» ... er ist ein Zweckkünstler und ein Teil seiner Produktion ist ganz gewiß nichts anderes als angewandte Kunst, Kunstgewerbe. Wie der kunstgewerbliche Bildhauer zum Beispiel neuartige praktische elektrische Taster, Kerzenhalter oder Sicherheitsnadeln fabriziert, also Haushaltdinge, die im Alltag jedermann Erleichterung, Verbesserung, Verschönerung schaffen, so hat der Schriftsteller durch ein anderes Medium praktische, unmittelbar das Leben, die Beziehung der Geschlechter, die Tasche, den Magen und sonstige Organe des menschlichen Körpers berührende Reformen propagiert und durchgesetzt ... «

Wacker! Und wie die Klosetts und Kerzenhalter und Sicherheitsnadeln schon bestanden und wie sie besser getaugt haben, ehe die Kunst, die sich so nennt, sich auf sie anzuwenden die Güte hatte, so haben die Lebensprobleme des Herrn Shaw schon bestanden, ehe er sich zu ihnen herabließ, ehe er die Tasche und die sonstigen Organe des menschlichen Körpers berührenden Reformen propagierte.

»Immerhin stand Shaw zeit seines Lebens in der staubigen Arena und mitten im Leben ... Er sprach — zur Erholung nach literarischen und künstlerischen Arbeiten — zu Waschfrauen und Universitätslehrern, er sprach ... «

Also eigentlich immer vor demselben Publikum.

»Shaws Lebenswerk ist weitgreifend und ohne Zweifel von einem sozialen Gewissen angetrieben. Hier konnten nur Andeutungen darüber gegeben werden. Was diese Zeilen skizzierten, waren

Meilensteine, Wendepunkte in einem reichen, aktiven, rastlosen, hastigen Leben, Winke und ungenügende Stichproben. Es gibt Menschen, die mehr sind als ein Feuilleton.«

Hoffentlich. Denn die Vorstellung, daß es Menschen gibt, die ein Feuilleton sind, ist unerträglich. Sie könnte einen an den Rand des Leitartikels treiben.

* * *

DIE ZUCKERKANDL

» ... Aus Julius *Bittners* musikalischem Erlebnis heraus tritt Kolo *Mosers* szenisches Erlebnis. Man spürt die innige Gemeinschaft zweier Geister ... «

Ja, wer hat es denn bezweifelt?

* * *

DIE WERTHEIM

»Herr v. Fetter war Gast in Wertheims Hause, er wohnte dort, vertraute sich mir in seiner Krankheit an, er bezog dort (folgt Aufzählung)«

»Es ist auch gar nicht wahr, daß Herr Metternich der Frau Pinkus das schöne blau—schwarze Haar aufgemacht hat, denn um diese Zeit hatte Frau P. nur ziemlich spärliche Strumpeln, was man ein Rattenschwänzchen nennt, und trug eine Unterlage, ein oder zwei falsche Zöpfe und ein Paket Locken.«

»Ich hätte dem Verteidiger auf meinem Marterrost gesagt: 'Als die Geburtsstunde nahte und ich ahnungslos auf meinem Sessel saß und — Leser *erschrecke* nicht, wenn ich es dir zuschreie — die Anzeichen der Geburt meinen Körper verließen, und den 'guten' Teppich benäßten, mein Mann mich mit Ohrfeigen um des teuren 'Persers' wegen ins Bett trieb und ich durch diese Brutalität im begreiflichen Schrecken zu erbrechen begann, wieder mein und des Kindes Leben auf dem Spiele stand.'«

»Dieses war der erste Streich! Doch der zweite folgt sogleich! Tu l'as voulu Georges Dandin! Geschrieben im Sonnenlande von Meran, im Oktober 1911. Gertrude Wertheim.«

Truth est en marche. Und sie ist eine der beliebtesten Mitarbeiterinnen der Neuen Freien Presse.

* * *

HYSTERIE IN ZEHNTER AUFLAGE

»Lebhaftes Aufsehen erregt die abenteuerliche Flucht einer 17jährigen Komtesse ... Das Fräulein erzählte, es sei seit dem dritten Lebensjahre in einem verrufenen Hause in Nizza gewesen und in diesem Milieu aufgewachsen und habe dort bis vor wenigen Wochen gelebt ... *Dem Kriminalkommissar*, dem, im Gegensatz zum Priester und zur Schwester, *die einschlägige Literatur* vertraut war, *fiel sofort die Ähnlichkeit* der Schilderungen mit den Erzäh-

lungen auf, welche *der bekannte Roman von Else Jerusalem* 'Der heilige Skarabäus' enthielt. Das junge Mädchen hatte sich offenbar das Schicksal der Milada zurechtgelegt. Wenn man die Schilderungen des Mädchens von dem Hause in Nizza hörte, glaubte man sich an den Schauplatz dieses Romanes versetzt. Dem Kommissar kam die Sache nicht ganz geheuer vor «

Mir auch nicht.

* * *

GRÜSS GOTT, DOKTORCHEN!

Die Männer, denen es eigentümlich ist, in diesen Ruf auszubrechen, sobald sie auf dem andern Trottoir eines Revolverjournalisten ansichtig werden, geben der deutschen Nation jetzt ein Beispiel moralischer Konsolidierung. Man weiß seit einiger Zeit nicht mehr, ob es Pastoren sind, die auf Angaschemang ausgehen, oder Komödianten, die eine Sonntagspredigt hinlegen. Diese Bürger, Väter und Eidgenossen, die in den Generalversammlungen der deutschen Bühnengenossenschaft das große Wort führen, und von deren prustendem Bemühen, ihre Gesellschaftsfähigkeit zu beweisen, die Presse sympathisch Notiz nimmt, tun jetzt bereits so, als ob es außer ihnen in ganz Deutschland keinen Philister gäbe und als ob die Bonvivangs und die zärtlichen Väter, ja selbst die Intriganten berufen wären, die Ehre der deutschen Familie zu retten. Mit dem ganzen Selbstbewußtsein des Brotgebers, das jetzt zum Schauspieler gehört, weil es zum Bürger gehört, haben sie sich wieder einmal eines Angestellten entledigt. Welcher Geist aber ihre Aktionen motiviert, zeigen die folgenden Stellen aus einer Schrift, die Anklage und Verteidigung enthält und die der Entlassene versendet:

IV. »Ein Mißgriff von ihm insbesondere, den er gegen die Interessen des Rechtsschutzbüros und somit auch gegen das *Ansehen der Genossenschaft* sich zuschulden kommen ließ, zeitigte den Entschluß, ihn bereits nach dem Probejahr zu entlassen.«

Es kann sich hier nur um die Kellnerinnenaffäre handeln. Eine Kellnerin schrieb eines Tages an mich, sie sei durch einen Schauspieler, Genossenschaftler, die Mutter eines jetzt acht Monate alten Jungen geworden. Der Schauspieler habe sie nicht nur in ihrer Not gänzlich im Stiche gelassen, sondern ihr obendrein noch hundert Mark abgenommen. Ich schrieb dem betreffenden Schauspieler, daß ich ihn auf die §§ 1705 ff. B. G. B. aufmerksam mache und es unschön finde, daß er, *wenn er schon ein junges Mädchen in diesen Zustand versetzt*, ihr außerdem noch Geld abnehme und nicht wiedergebe. Der Kellnerin sandte ich eine Abschrift dieses Briefes. Der an die Kellnerin gerichtete Brief kam als unbestellbar zurück und fand, wie so mancher Brief, der für mich bestimmt war, seinen Weg nicht zu mir, sondern zum Präsidenten. Der Präsident war über meinen Brief an den Schauspieler aufs Höchste aufgebracht: 1) weil er in ihm einen Eingriff in *Privatangelegenheiten* erblickte, 2) weil ich die Kellnerin in dem Begleitschreiben als »*Sehr geehrtes Fräulein*« angeredet hatte. Der Präsident meinte, dies verstoße gegen das Ansehen der Genossenschaft. — —

IX. »Nicht unerwähnt darf ferner bleiben, daß Herr Dr. O. mit einer Sekretärin der Genossenschaft in unseren Räumen Liebesbeziehungen anknüpfte. Dr. O. ist verheiratet, und zwar nach katholischem Ritus in unlösbarer Ehe. Das hinderte ihn jedoch nicht, der Dame die Ehe zu versprechen, und diesen Entschluß auch dem Vater der Dame gegenüber, der wegen dieser Affäre bei der Genossenschaft vorstellig wurde, zu wiederholen. *Aus menschlichen Gründen wurde Herrn Dr. O. auch dieses Intermezzo vorläufig nur aufs Konto gesetzt.*«

... Daß ich dem jungen Mädchen die Ehe versprochen hätte, ist eine Unwahrheit. Ich habe *auch dem Vater nicht die Ehe versprochen*, sondern diesem die Verhältnisse vollkommen wahrheitsgemäß auseinandergesetzt. Der Vater war auch vollkommen beruhigt und sagte mir beim Abschied: »Herr Dr., Sie sind ein Ehrenmann, ich lasse meine Tochter ruhig bei Ihnen.« Ich war mit der Sekretärin lediglich gut bekannt, *und ist es* zu irgendwelchen sexuellen Beziehungen nie gekommen ...

Zu Perversitäten ist es also nicht gekommen, höchstens zu einer Inversion, die aber auf einem Gebiet, wo auch ein Intermezzo aufs Konto gesetzt wird, leicht begreiflich ist.

Jetzt frage ich aber im Ernst: kann es eine wirksamere Art geben, das bekannte Vorurteil: »Die Wäsche von den Zäunen, die Komödianten kommen!« zu widerlegen, als die Untersuchung der Wäsche? Wenn sie nur erst die Sittlichkeit haben, wird man sie schon für gute Bürger halten. Die trostlose Komik dieses »Schauspielerparlaments«, wie sie ihre Vereinsabende ganz ernsthaft nennen und wo die pathetischen Spießer es mit der Standeswürda« und mit der guten Sitta halten — denn die Kellnerin, die einen Schauspieler bezahlt, ist eine Prostituierta —, läßt einen nicht daran glauben, daß ein Mitterwurzer oder ein Matkowsky deutsche Bühnengehörige waren, und macht wirklich selbst den Fall Kainz zu jener geistigen Ausnahme, vor der sich die Überschätzung zu einem Denkmal hinreißen ließ. Aber dieser Citoyen Nissen mit seinem Republikanerstolz und der in so vielen Prozessen aufgehobenen Ehre und mit all den sonstigen berechtigten Interessen, die er zu wahren hat, wird nachgerade eine Landplage. Diese Leute erleben Rütlichswüre und das ist umso peinlicher, als es Rütlichswüre sind, die so fest halten wie Theaterkontrakte. Gräßlich ist ihr Tonfall. Sie haben ein dramatisches R in ihrer Ehre, an dem ein Strakosch zum Stümper wird. Ein aufgeregter Analphabet, der irgendwo um Kaiserslautern den Karl Moor hinlegt, wandte sich, als einer der Mannen dem Herrn Nissen abtrünnig geworden war, an mich, nicht ahnend, daß ich selbst ein unzuverlässiger Kantonist sei, und beteuerte: »Ich rufe die ganze Menschheit zum Zeugen ... « und: »Von hinten hat er ihn ermorden wollen!« Ich dachte zuerst: Hum!, dann aber: Pah!, da rief er: Hinwech, Memma!, und hielt mir zwei Terzerolen vor die Brust. (Ab.)

* * *

META, WAS HAST DU ANGESTELLT

Richtig, damit ich nicht vergesse, in Mainz hat vor ein paar Wochen große Aufregung geherrscht, weil die Polizeiassistentin Schapiro (nicht zu verwechseln mit Schapira) keine Unsittlichkeit dulden wollte. Ein Redakteur

hatte behauptet, daß sie einen Übereifer entwickelt habe, und war deshalb wegen Beleidigung verklagt. Dieses aber führte zu diesem:

Die Zeugin Meta G., ein resolutes Mädchen von zwanzig Jahren, die Tochter eines Maschinenmeisters, bekundet unter allgemeiner Spannung folgendes: Ein Schutzmann brachte mir einen offenen Zettel, der die Unterschrift der Polizeiassistentin trug. Der Beamte fragte gleich: »*Meta, was hast du angestellt, du bist ja zur Sittenpolizei geladen.*« ...

Vors.: *Haben Sie Beziehungen zu Offizieren?* —

Zeugin: Nein. — Vors.: Sie sollen aber einen Offizier auf seinem Zimmer besucht haben. — Zeugin: Ja, aber zu welchem Zwecke.

Vors.: Ja das weiß ich nicht. — Zeugin: Ich habe ein Buch von ihm abgeholt. — Vors.: Nun, wenn ein junges Mädchen auf das Zimmer eines Offiziers geht, *so ist das höchst verdächtig.* — Zeugin:

Als anständiges Mädchen kann ich hingehen, wo ich will, darin sehe ich nichts Unanständiges, außerdem war ich kaum ein paar Minuten oben. — Vors.: Na, man kann im Zweifel sein, ob das ein anständiges Mädchen ohneweiters tun darf. — Zeugin: Ich sage es unter meinem Eide, wenn jedes Mädchen so anständig wäre, dann stünde es gut um die Sittlichkeit in Mainz.

Der nächste Zeuge, Polizeiasspirant Bruder, gibt an: *ich war berechtigt, in die Integrität der Meta G. Zweifel zu setzen*, weil ich in Gesprächen mit Offizieren ihren Namen habe nennen hören.

(Bewegung.) — Vors.: War denn davon die Rede, daß sie mit den Offizieren Unsittlichkeiten treibe? — Zeuge: Nein. (Erneuerte Bewegung.) — Vors.: Wie kamen Sie an das Mädchen heran? — Zeuge:

Die Polizeiassistentin gab mir auf, mich ihr zu nähern.

Die Zeugin B., eine Bürobeamtin, ist abends in einem Kino gesessen, da ist der Polizeiasspirant Bruder an sie herangetreten und hat sie zur Polizeiassistentin bestellt. Die machte ihr dann strenge Vorhalte, daß sie sich im Theater auffällig benommen hat ...

Im Laufe der Verhandlung *wird festgestellt*, daß Fräulein S. einmal einen Offizier geküßt habe. Vors.: *Warum haben Sie uns das nicht gleich gesagt? Wir Richter wissen doch auch, wie weit solche Verhältnisse führen!* — Die Zeugin gibt an, daß sie infolge des Verhörs bei der Polizeiassistentin, die einen Satz falsch aufgefaßt habe, zwei Tage Arrest verbüßen mußte.

Eine Zeugin *gibt an, daß sie in ihrem Leben zwei Verhältnisse gehabt habe*, das eine zwei, das andere fünf Jahre lang. Trotzdem sei sie von der Polizei wiederholt belästigt worden. Frau Schapiro sei sogar in ihre Wohnung gekommen und habe Ihre Korrespondenz durchsucht. Die Zeugin Fräulein B., gibt an, die Assistentin sei eines Tages bei ihrer Mutter erschienen und habe gefragt, *ob die Zeugin dem Zimmerherrn schöngetan* und sich stundenlang in dessen Zimmer aufgehalten habe. Der Vorsitzende beschließt das Verhör mit der Anfrage, ob es *wahr sei, daß die Zeugin ein Verhältnis mit einem verheirateten Manne unterhalte.*

Die Leiterin einer Fürsorgeanstalt, Fräulein v. W., gibt an, sie habe die früher von Mainz überwiesenen Mädchen in Pflege genommen. Vors.: Halten Sie die Polizeiassistentin für taktlos? — Zeugin: *Ja, es fehlt ihr etwas Weibliches.*

Es wird nun der Leutnant K. vernommen und befragt, ob er mit Meta G. ein Verhältnis gehabt habe. Er bestreitet es entschieden.

Staatsanwalt: *Haben Sie sie angegriffen?* — Zeuge: Nein! — Staatsanwalt: *Haben Sie sie geküßt?* — Zeuge: Es ist möglich, daß es zu einem Kuß gekommen ist. — Staatsanwalt: *Haben Sie mehr von ihr verlangt?* — Zeuge: Nein.

... Der erste Bürgermeister Dr. Göttelmann stellt der Polizeiassistentin das beste Zeugnis aus. Allerdings beschuldigt der Angeklagte den Zeugen der Doppelzüngigkeit, indem er bei einer Unterredung mit ihm über die Polizeiassistentin bedenklich den Kopf geschüttelt und gesagt habe: »Schön ist die Frau Schapiro ja nicht, *aber schließlich* ...«

... schließlich erklärt das alles. Miese Polizeiassistentinnen, unbefriedigte Aspiranten und geile Richter — daraus setzt sich schließlich die Moral zusammen.

* * *

EROS STIEHLT UND MORDET

Ein merkwürdiger Fall gelangte vor einem Erkenntnisenate ... Bei dem letzten, von dem früheren Reichskriegsminister gegebenen — Rout verschwand aus der Garderobe ein Pelz ... Es ergab sich, daß dieser Gast ein Friseurgehilfe war ... Der angehende Haarkünstler, der 23jährige Josef Bohac, wurde unter der Anklage des Diebstahls vor Gericht gestellt ... »Ich habe Beziehungen zu vielen aristokratischen Kreisen, ich komme zur Gräfin Sch., zu Gräfin M.«, und er fügte daran noch andere Namen der vornehmen Gesellschaft ... Der Friseurgehilfe, der eine sehr nette Erscheinung besitzt ... gab an, daß er Dichter sei und Lustspiele ... Die Gräfin Sch. wurde nun, wie der Angeklagte mitteilt, auf ihn aufmerksam. Er las in ihrem Salon seine Stücke vor, sie empfahl ihn der Gräfin M., worauf weitere Empfehlungen ihn noch in eine Reihe vornehmer Häuser brachten. Ein Offizier führte ihn in den Rout des Reichskriegsministers ein ... In der Gesellschaft liebenswürdiger junger Damen viel Champagner getrunken ... einer der bedienenden Feuerwehrmänner ihm in einen Pelz geholfen ... von Wein und

Ein tragischer Fall kam gestern beim Bezirksgerichte Josefstadt zur Sprache. Der 64jährige pensionierte Universitätsdiener Franz H. hätte sich wegen Übertretung gegen die öffentliche Sittlichkeit verantworten sollen. Die zwölfjährige Volksschülerin Leopoldine W. hatte kürzlich den Angeklagten auf der Ottakringerstraße arretieren lassen, wobei sie dem Wachmann angab, daß der Angeklagte ihr zweimal nachgestellt und an ihr einmal eine unzüchtige Handlung begangen habe. Bei der polizeilichen Einvernahme stellte der Beschuldigte jedes strafbare Vorgehen gegen die Anzeigerin entschieden in Abrede und erklärte, daß er der W., die ihn angebettelt habe, im Spaß den Antrag stellte, bei ihm als Bedienerin einzutreten. Die Anzeige des Mädchens wurde an das Landesgericht geleitet, von diesem jedoch dem Bezirksgerichte Josefstadt abgetreten. Zu der für gestern anberaumten Verhandlung war der Angeklagte nicht erschienen, sein Verteidiger Dr. K. überreichte dem Richter eine Parte, laut der Franz H. vor drei Tagen eines plötzlichen Todes gestorben ist. Der Verteidiger bemerkte, daß sein Klient

Liebesehnsucht berauscht ... wollte noch am selben Vormittag bei dem Portier des Reichskriegsministers den Pelz abgeben ... der Portier aber es abgelehnt ... bei dem Angeklagten Visitekarten, die auf einen französischen Adelsnamen lauteten, gefunden ... eine der aristokratischen Damen, die ihn zu sich geladen, ihm geraten, dies zu tun, damit er bei den Portiers leichteren Einlaß finde ... beantragt, Gräfin M. als Zeugin darüber vorzuladen, daß sein Klient in den aristokratischen Gesellschaftskreisen stets als gleichwertig behandelt ... ein als Zeuge vorgeladener Staatsbeamter dies aus eigener Wahrnehmung bestätigt ... auch, daß Bohac bei dem Rout sehr viel Champagner ... in Gegenwart der Damen Dinge, die er sonst gewiß nicht ... beschloß der Gerichtshof, den Portier des Reichskriegsministeriums als Zeugen vorzuladen.

aus Angst vor der Verhandlung sich aufgehängt habe. Nicht im Bewußtsein der Schuld und nicht aus Furcht vor einer nach der Sachlage ausgeschlossenen Bestrafung habe er den Selbstmord verübt, er habe ihm gegenüber seine Unschuld beteuert; aber er sei seit dem Vorfall in einer furchtbaren Aufregung gewesen und habe erst vor wenigen Tagen geklagt, daß er sich den Aufregungen der gerichtlichen Verhandlung nicht gewachsen fühle. Die Auskunft der Schulbehörde lautete dahin, daß die Schülerin Leopoldine W. sittlich vollkommen verwehrlos, lügenhaft und unfolgsam sei ¹. Sie mußte auch aus einer Schule in eine andere versetzt werden. Dr. K. beantragte zur Rehabilitation des unglücklichen Toten in die Verhandlung einzugehen, damit durch Urteil die Unschuld des Angeklagten festgestellt werde. Der Richter lehnte den Antrag ab, da eine Verhandlung gegen den Toten nach der Strafprozeßordnung unzulässig sei, und beschloß, das weitere Verfahren gegen Franz H. einzustellen.

Nach dem Tode

Von *Richard Weiß*

Wenn ich ein Stück bin des Raumes
Und in mir sind die Vogelbahnen
Und in mir sind die wehenden Fahnen
Und ich bin die Region eures Traumes —

Wie wird es sein, wenn zum erstenmale
Mich die Äste der Bäume durchädern,

1 Beim sogenannten »Brandanschlag von Ludwigshafen« (2008), der durch unsachgemäßen Stromdiebstahl verursacht worden war, hatten zwei türkische Mädchen einen Neonazi beim Feuerlegen beobachtet. Man nennt das Hysterie und es ist ein Beleg, wie gut sich unsere moslemisch—türkischen Mitbürger inzwischen in die Deutsche Mehrheitsgesellschaft integriert haben. Die Hakenkreuze im Hof waren seitenverkehrt geschmiert!

Mich durchfurcht das Rollen von Rädern,
Weit bin ich Antlitz ohne Grenzpfahle.

Pro domo et mundo

Von *Karl Kraus*

Warum hat sich die Ewigkeit diese Mißgeburt von Zeit nicht abtreiben lassen! Ihr Muttermal ist ein Zeitungsstempel, ihr Kindspech Druckerschwärze und in ihren Adern fließt Tinte.

*

Die jungen Leute sprechen so viel vom Leben, weil sie es nicht kennen. Es würde ihnen die Rede verschlagen.

*

Der Dilettantismus ist ebenso untüchtig wie die Kunst. Wenn er sich mit der Geldgier nicht verbündet hätte, würde das Publikum auch von ihm nichts wissen.

*

Die Nachwelt wird ihnen vorenthalten, was die Mitwelt an ihnen gutgemacht hat.

*

Viele, die in meiner Entwicklung zurückgeblieben sind, können verständlicher aussprechen, was ich mir denke.

*

Ich habe keine Mitarbeiter mehr. Ich war ihnen neidisch. Sie stoßen mir die Leser ab, die ich selbst verlieren will.

*

Zu meinen Glossen ist ein Kommentar notwendig. Sonst sind sie zu leicht verständlich.

*

Ich hätte Lampenfieber, wenn ich mit jedem einzelnen von den Leuten sprechen müßte, vor denen ich spreche.

*

Wenn ich vortrage, so ist es nicht gespielte Literatur. Aber was ich schreibe, ist geschriebene Schauspielkunst.

*

Ich kann nicht mehr unter dem Publikum sitzen. Diese Gemeinschaft des Genießens und Intimität des Begreifens, dieses Erraten der Gaben und Verlangen der Zugaben, dieses Wissen um den Witz und dieses Nichtwissen, daß sie damit noch nicht den Autor haben, dieses Verständnis und Einverständnis — nein, ich könnte es bei meinen Vorlesungen nicht aushalten, wenn ich nicht oben säße.

*

Wenn die Sprache zu einem Vergleich die Volkswirtschaft braucht und es stimmt in etwas nicht, so kann die Sprache nichts dafür. Der Volkswirt soll nachgeben.

*

Es sollte nur Frauen geben, die den Mann nicht zum Werk lassen, oder solche, denen er das Werk verdankt. Jene, die ihn zum Werk lassen, habe ich im Verdacht, daß sie selbst an einem Werk arbeiten.

*

Daß sie gesündigt hat, war christlich gehandelt. Aber daß sie mich um die Beichte gebracht hat — !

*

Manche haben den Größenwahn verrückt zu sein und sind nur untergeschnappt.

*

Eine der verbreitetsten Krankheiten ist die Diagnose.

*

Wenn ihn der Wiener Kutscher nur ansieht, springt der Taxameter.

*

Die Furcht vor der Presse ist bei Schauspielern kein Laster, sondern eine Eigenschaft.

*

Der Journalist ist vom Termin angeregt. Er schreibt schlechter, wenn er Zeit hat.

*

Heutzutage ist der Dieb vom Bestohlenen nicht zu unterscheiden: beide haben keine Wertsachen bei sich.

*

Die beste Methode für den Künstler, gegen das Publikum recht zu behalten, ist: da zu sein.

*

Die Welt will, daß man ihr verantwortlich sei, nicht sich.

*

Aussprechen, was ist: ein niedriger Heroismus. Nicht daß es ist, sondern daß es möglich ist: darauf kommt es an. Aussprechen, was möglich ist!

Ein Karl Kraus—Abend ¹

Von Karin Michaelis

Man hatte mir vorher gesagt: Gehen Sie nicht hin, Sie werden nichts davon verstehen. Aber das war ein Irrtum. Ich verstand vieles, vielleicht die Hälfte, vielleicht nur ein Viertel. Aber was ich verstand, möchte ich nicht um

¹ Er hat, veranstaltet vom Akademischen Verband für Literatur und Musik, am 6. November vor fast tausend Hörern im Beethoven—Saal stattgefunden. Das Programm, auf dessen Rückseite zur Einführung zwei Aphorismen aus »Pro domo et mundo« und Stellen aus Kritiken gesetzt waren, die sich auf das Verständnis der Distanz zwischen stofflichem Anlaß und künstlerischer Gestaltung beziehen, kündigte die folgenden Satiren, Glossen und Aphorismen an: I. Mona Lisa und der Sieger; Die Künstler; Don Münz; Die Polizei hierzulande; Fata Morgana; Zweiunddreißig Minuten; Fiebertraum im Sommerschlaf. II. Unter Räubern; Ostende, erster Morgen; Ein Gedanke und sieben Kreuzer; Die Vision vom Wiener Leben; Die Lage der Deutschen in Österreich; Riedau und Lido; Eine Kollektion Ansichtskarten; Dryaden gesucht; Edison; Ein Fiebertraum (Der Männergesangverein in Rom). Es entfielen in der I. Abteilung das zweite und in der II. das siebente Stück. Dafür wurden — teils innerhalb des Programms, teils als Zugaben — gelesen: Teilnehmer an der Tafel erzählen; Angesichts; Wiener Totschlag; Gefährlich; Hinaus!; Ein Satz; Der Deutlichkeit halber; Mit welchem Wunsche treten Sie ins neue Jahr?; und der größte Teil der Wahlsatire: Der Blitz hat sie getroffen. — Ein Bericht über die Vorlesung ist in Kopenhagen erschienen. Und zwar in der Zeitung 'Köbenhavn' (14. November). Er folgt hier in deutscher Übersetzung. [KK]

vieler Premieren—Abende willen versäumt haben. Es war ein Erlebnis, und wer von uns sammelt nicht Erlebnisse?

Karl Kraus ist die Skorpionengeißel, die über das heitere, frivole Wien und Österreich, ja über die Grenze nach Deutschland hinein geschwungen wird. 'Die Fackel' heißt die kleine Zeitschrift, die er herausgibt, in der Hauptsache selbst schreibt und die in ihrem blutroten Umschlag nichts als Feuersbrunst ist. Der glühendste Fanatiker ist er, zügellos in seinem Zorn, nicht Freund von Feind unterscheidend, blind hervorstürmend gegen alles, was sein haarfeines Rechtsgefühl verletzt.

Eine Stimme in der Wüste ...

Ich hatte hie und da die 'Fackel' gelesen. Vieles darin war von so lokalem Interesse, daß es an mir vorbeiging. Aber manchmal, las ich mit klopfendem Herzen etwas, was jeder Denkende verstehen konnte, etwas Packendes. Oft habe ich nachgedacht: Wie mag dieser Mann sein, der Zorn und Galle, wie ein verfolgter Tintenfisch sein dunkles Sekret ausströmt? Jung oder alt? Wie und was ist dieser Karl Kraus?

Vor allem entsinne ich mich eines Fragments aus seinem Buch »Die chinesische Mauer«, wo er in zwei Spalten einander zwei Zeitungsausschnitte gegenüberstellte, die nicht riefen, sondern wie in Todesangst schrien gegen menschliche Ungerechtigkeit und Dummheit. Ein Dienstmädchen hatte ein uneheliches Kind geboren. Sie gab es in ein Dorf in Pflege, von ihrem geringen Lohn wollte sie vier Fünftel für das Kind opfern. Denn sie liebte es. Eine Woche oder einen Monat später gab man ihr das Kind zurück. Warum? »Wenn sie sterben sollte, würde das Kind der Gemeindefürsorge zur Last fallen.« Sie nahm das Kind und brachte es in ein anderes Dorf, aber auch da fürchtete man das vaterlose Kind anzunehmen. So versuchte sie es mit vier Dörfern. Dann tötete sie das Kind, und dann wurde sie zum Tode verurteilt. Karl Kraus zitierte das Gerichtsprotokoll kalt und nüchtern, ohne ein Wort hinzuzufügen. Sein Kommentar bestand darin, in der andern Spalte wörtlich einen Artikel aus einem katholischen Blatt abzudrucken, in welchem stand, wie man ungeborene Kinder im Mutterleibe zu taufen habe, wenn die Mutter im Sterben läge.

Wer nur so viel von Kraus gelesen hat, wird gesehen haben, daß er ein Mann ist, der nicht empört ist, nein, Seelenqualen leidet über all die Grausamkeiten, die rings in der wohlgeordneten Gesellschaft geübt werden.

Für Kraus gibt es nicht Vater oder Mutter, Freund oder Feind. Er ist ein Bruder für jeden leidenden Menschen. Und so tief fühlt er mit, daß sich sein ganzes Wesen krümmt, und er findet für seinen Schmerz als einzige Auslösung jene blutige Ironie, die die Menschen zum Stehenbleiben und Nachdenken nötigt.

Es gibt einen andern Weg, der vielleicht zum Ziele führen könnte: sanft und eindringlich das Evangelium der Liebe zu verkünden.

Entweder vermag er nicht oder er verschmäht, es zu tun.

Der Saal ist bis zum letzten Platze voll. Die Jugend hat ihn gefüllt. Eine gärende, schöne Jugend. Nie habe ich auf einem Fleck so viele herrliche Jünglingsgesichter und so viele dunkelglühende fanatisch hingerissene junge Frauen gesehen.

Die Jugend ist so schön in ihrer flammenden, gläubigen Idealität. Und was tuts, ob diese Ideale im Lauf der Zeit verblassen? Sie haben gelebt.

Alle Lichter sind verlöscht. Nur da oben auf dem grün bekleideten Tisch leuchten zwei vereinzelt Kerzen. Sie funkeln unheimlich. Nun kommt Kraus.

Jung, mit langen unbeherrschten Gliedern, scheu wie eine Fledermaus eilt er an den Tisch, verschanzt sich bang hinter ihm, kreuzt die Beine, streicht sich über die Stirn, putzt sich die Nase, sammelt sich wie ein Raubtier zum Sprunge, lauscht, wartet, öffnet den Mund wie zum Biß, klappt ihn wieder zu, wartet — — — — —

Ein unendlich sanftes, unendlich trauriges Lächeln bebt über sein Gesicht. Eine flüchtige, vornehme, scheue Freude schmilzt alle Strenge in diesem jungen, geistvollen, verbitterten Antlitz. Seine nervösen Hände fahren über die mitgebrachten Arbeiten. Er fängt an, hart, nachdrücklich, energisch, bezwingend, durch Überzeugung bezwingend. Hätte er chinesisches oder persisches gesprochen, man wäre mit der gleichen Spannung gefolgt. Seine eigene innere Glut wirkt wie der Funke der vorbeirasenden Lokomotive auf die sommerdürre Prärie umher: alles flammt auf, während er spricht.

Aber mit Beängstigung begriff ich, daß alle diese jungen Seelen viel mehr von Kraus als von seinem tiefen, selbstverzehrenden Zorn ergriffen waren. Waren sie zu jung? oder waren sie zu sehr Wiener?

Fünf Viertelstunden lang schwingt er die Fuchtel des Worts, bald ist seine Stimme heiser von stillem Grimm, bald klingt sie melodisch, als flechte er die Strophe eines Volksliedes ein, bald steigert sie sich zu brüllendem Ungewitter, worin man kaum Wort von Schrei unterscheiden kann, bald durchschneidet sie die Luft wie Hiebe blitzender Waffen.

Die blauen Augen sehen durch die Brillen, zwischen den beiden Lichtern, in den dunkeln Saal hinein — eine Wüste, mit strahlender Jugend gefüllt. Bald blitzt sein Kinderlächeln auf, bald ist er wieder die unerbittliche Geißel.

Er macht eine Pause und eilt hinaus. Eilt, flüchtet sein Schatten zeichnet sich riesengroß auf der Hinterwand des Saales — und verschwindet hinter einem Vorhang. Man applaudiert, man ruft, man jubelt. Er muß wieder hervor. Es wirkt schmerzhaft, wie wenn ein gestürzter Akrobat sich vor dem Publikum zeigen muß, um es zu beruhigen — dann mag er hinter der Szene zusammenbrechen.

Für Kraus sind diese Hervorrufe sicher, trotz seiner innern feinen und zarten Freude über die Huldigung der Jugend, das allergrößte Martyrium. Aber es muß so sein. Wieder liest er fünf Viertelstunden. Dann ist es zu Ende.

Aber man läßt ihn nicht los. Von oben und unten kommen Zurufe. Es ist genau wie in der Schule, wenn der Lehrer ein Märchen versprochen hat und nun fragt, welches er erzählen soll, und jedes Kind verlangt ein anderes.

Aus diesen Zurufen entnimmt man, daß das Publikum Krausens Werke auswendig weiß. Die Zurufe vereinigen sich auf etwas Bestimmtes: — Ja aber das ist zu lang, das wird zwanzig Minuten dauern, sagt er. Man jubelt! — Gleichwohl! Bitte lesen!

Und zwanzig Minuten lang liest er eine boshafte Parodie.

— — — — —

Am nächsten Morgen wird man in der gesamten Wiener Presse vergebens suchen, und kein Wort über den Karl—Kraus—Abend finden. Kraus hat die Jugend zum Freund und die ganze Presse zum Feind. Aber wahrhaftig nicht ohne Grund.

Grausam und grimmig zerfleischt er die armseligen Journalisten und Redakteure bei jeder Gelegenheit. Kein Wunder, daß sie sich mit Totschweigen an ihm rächen.

Aber wenn Karl Kraus in der 'Fackel' ankündigt, daß er liest, dann füllt sich doch der größte Saal bis auf den letzten Platz.

Zum Tod eines Begrabenen

Von Karl Kraus

In den Wiener Redaktionsstuben haben ein paar eingemauerte Begabungen ihre klägliche Existenz gefristet. Sie mußten den zuversichtlichen Jargon eingedrungener Kaufleute hören, die alle Plätze erobert hatten. Sie bekamen mit der Nahrung die Verachtung gereicht; denn sie hatten Geist und Herz und waren darum nie auf einen grünen Zweig gekommen. Man konnte mit ihnen nichts anfangen, weil sie selbst etwas waren, und nicht die Behendigkeit hatten, die besser ist als das was man ist, weil sie hereinbringt, was man nicht ist. Das Leben hatte sie, die in der Literatur bestehen konnten, in den Betrieb gespannt: Kein Wunder, daß sie weit hinter jenen zurückblieben, die für den Betrieb geboren sind. Speidel und Spitzer, die nie gezwungen waren, sich auf die Verwendbarkeit ansehen zu lassen, waren die Ausnahme, mit der sich die Regel schmückte, und der man, in weitem Bogen ausweichend, die Unsterblichkeit des Sonntags ließ. Unter jenen aber, die für das Ensemble des niedrigsten Dienstes verpflichtet sind, gelang es nur Herrn Pötzl sich geistig bemerkbar zu machen, dank einer eigentümlich im Wiener Charakter beschlossenen Kreuzung, die das echte Talent mit jener Weltläufigkeit verbindet, die aller Echtheit Feind ist und weniger eine Kraft als eine List der Ellbogen bedeutet. Dieser Pötzl, der ein Dichter ist im kleinsten Wien und dennoch weiß, wie man sich durch die Welt bringt, hat kürzlich einem, der es war, aber nicht wußte, wie mans tat, einen Nachruf gewidmet, welcher dem Toten alle Ehre gab und nur autobiographisch entstellte war durch eine Stelle: jener habe sein Leben lang erbittert gegen ungreifbare Feinde gekämpft, »mit denen anders Veranlagte überhaupt nicht mehr anbinden, weil es eben zwecklos ist.« Es ist wohl möglich, daß hier die Fähigkeit, nicht anzubinden, sich als der Weisheit letzten Schluß überschätzt und daß die Zwecklosigkeit des Kampfes mit jenem Zweck, den man durch Friedfertigkeit erreicht, verwechselt wird; und es ist in keinem Fall rätlich, einem, den das Leben mit Tücken verfolgen mußte, weil es ihm nicht gewachsen war, einen Vorwurf aus der eigenen Nachgiebigkeit zu machen. Immerhin wird hier die Wahrheit über Verhältnisse, in denen die Wahrheit Problem ist, so verschoben, daß es fast wie Aufrichtigkeit anmutet, und was Herr Pötzl, sonst als einziger, über *Sigmund Wilhelm* gesagt hat, macht ihm selber Ehre. Denn das Gesindel, dem ein toter Schriftsteller weniger gilt als die lebendigen Kaffeesieder, die beim Begräbnis mitgehen, und das für laute Nullen so viel Platz übrig hat, brachte kaum mehr als ein Dutzend Phrasen für einen Mann auf, dessen Wert es nicht gekannt und dessen Lebensstille es nicht gehört hatte. Sie drang öfter aus ihrer Zelle zu mir, nicht nur, wenn sie ihr Einverständnis mit einem Schreibenden bekunden wollte, der den Geist gegen die Zeitung schützt. Der Jammer des Berufs konnte sich doch nicht besser als in der Leistung Wilhelms darstellen, so weit sie getan und so weit sie verhindert war. Ein erdrosseltes Talent, dem kaum viel mehr erlaubt war, als seine letzte Resignation in kleinen Stimmungen herzugeben. Der Speidel'sche Zug seiner Sprache aber konnte dem, der willens ist, noch heute ein Tagesblatt als Leser zu lesen, in keiner Zeile entgegen, und wer ihn gekannt hat, erinnert sich, daß er einmal ein echter Theaterkennner war und der erste, der in Wien von Wedekind etwas verstanden hat. Ich war, noch unter dem Eindruck seines Feuilletons »Der einsame Spatz«

daran, dieses siebzigjährige Talent zu entdecken. Da floß die Stimmung dieses Blatts, das vor mir lag, mit der Meldung seines Todes zusammen, und es bleibt nichts übrig, als ihm nachzusprechen, was er seinem verstorbenen Freunde Ludwig Porges nachgesagt hat:

»Er ist bloß ein empfindsamer, einschichtiger Mensch gewesen, mit einem eigenartigen Zug von angesäuerter Lebensfreude in sich, deren Ursachen er keinem Menschen offenbarte, und die vielleicht in verratener Liebe zu suchen waren ... Er ist keiner von den Größen der Publizistik gewesen, aber in seiner Art ein Großer, ein untadeliger Mensch voll edlen Sinnes für das, was die Seele zu den Höhen erhebet, ein treues kindliches Gemüt, ein verlässlicher Freund, ein Ehrlicher und Gerechter. O, wie sich alles lichtet um uns und wie es dennoch immer finsterer in diesem Leben wird!«

Und es bliebe nur noch zu sagen, daß es um einen, der diesen Satz schreiben konnte, schade ist.

**Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Karl Kraus.
Druck von Jahoda & Siegel. Wien, III. Hintere Zollamtsstraße 3.**